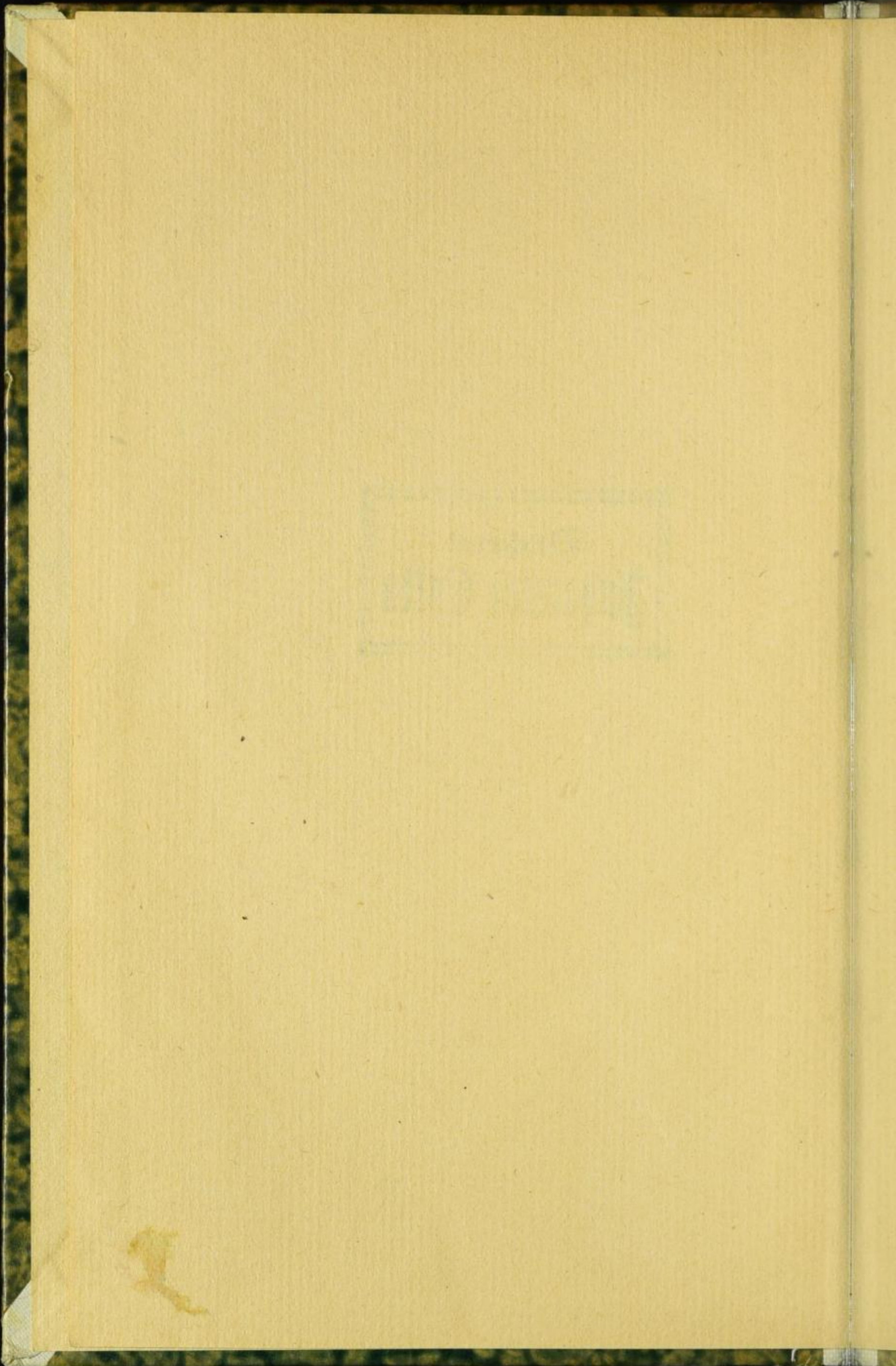


Bücherei
Johannes Cotta



BIBLIOTHEK
VON
HERAUSGEGEBEN VON FRANZSCHULZ
JEAN BAPTISTE MARTEL

BIBLIOTHEK

VOLTAIRE

KUNST- UND WISSENSCHAFTSVERLAG
DRESDEN
1871

B I B L I O T H E K

V O L T A I R E

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ SCHULZ

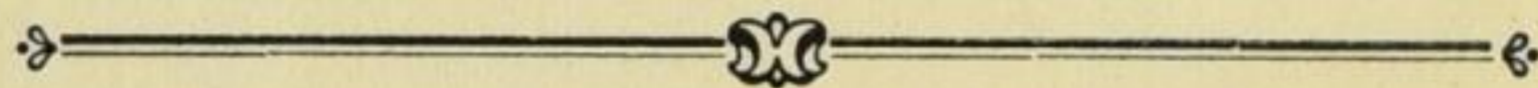
*

ERSTER BAND

MARMONTEL

MORALISCHE GESCHICHTEN

*



RUDOLF KAEMMERER VERLAG, DRESDEN

1 9 2 1

M O R A L I S C H E
G E S C H I C H T E N
(CONTES MORAUX)

V O N
J E A N F R A N Ç O I S M A R M O N T E L

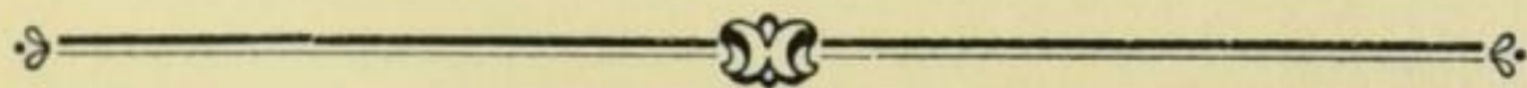
★

A U S G E W Ä H L T
U N D Ü B E R S E T Z T V O N
F R A N Z S C H U L Z

★

M I T S E C H S L I C H T D R U C K E N
N A C H
K U P F E R N V O N G R A V E L O T

★



RUDOLF KAEMMERER VERLAG, DRESDEN

1 9 2 1

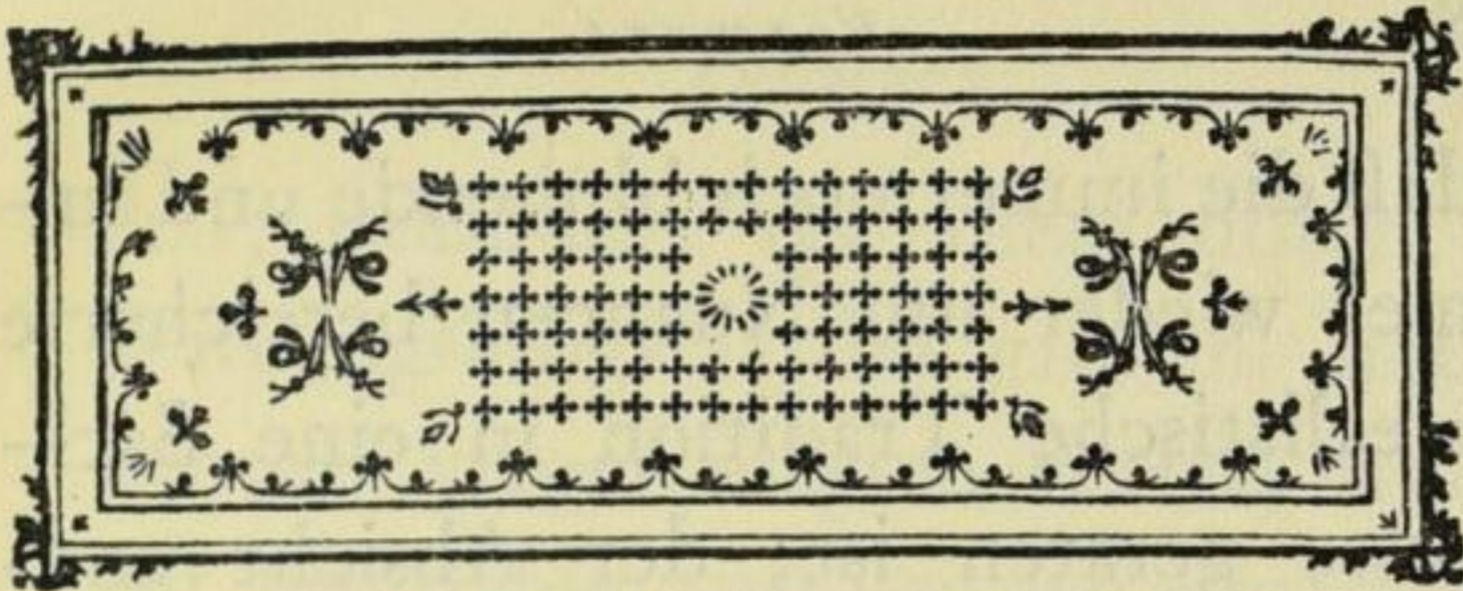
MORAVISCHE
GESCHICHTE
VON
JEAN FRANÇOIS MARMONTÉL

Sächsische
Landesbibliothek
18. MRZ. 1983
Dresden

EDUARD KAMMERER VERLAG, DRESDEN
1883

LELI DUPERREX
VOM HERAUSGEBER GEWIDMET

LELLI DUPERRÉ
VOM HERAUSGABER GEWIDMET



„Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster.“ (Goethe)

DIE BIBLIOTHEK VOLTAIRE

wird eine Reihe von Werken klassischer und nachklassischer französischer Literatur umfassen — zum Teil Erstausgaben in deutscher Sprache —, ausgewählt unter dem Aspekt geistiger Aktualität für uns und für die Zeit. Die BV ist keine rein bibliophile Angelegenheit; sie hat Sinn und Tendenz. (Allerdings: drucktechnisches Niveau wird ihren Wert erhöhen.) Die Idee einer solchen Bücherei entspringt dem Überdruß am Pathos; der Erkenntnis,

daß die immer noch blühende und immer wieder um Nuancen bereicherte idealistische Tradition in eine Sackgasse geraten ist; der Absicht endlich, eine Literatur bekannt zu machen, die uns fruchtbare Tradition sein kann. Der Geist des großen Voltaire, der Geist seiner Vorahner und Epigonen ist die Vergangenheit, an die wir die literarische Gegenwart anzuschließen haben, soll unsere Literatur weder das Joujou parfümierter Esoteriker, noch das Schallrohr sein, welches die ekstatischen Pubertätsschreie profilarmer Gestalten einem höchst irritierten Publikum übermittelt, — kurz: soll die tiefe Kluft zwischen Schrift und Wirklichkeit endlich wieder solid überbrückt werden.

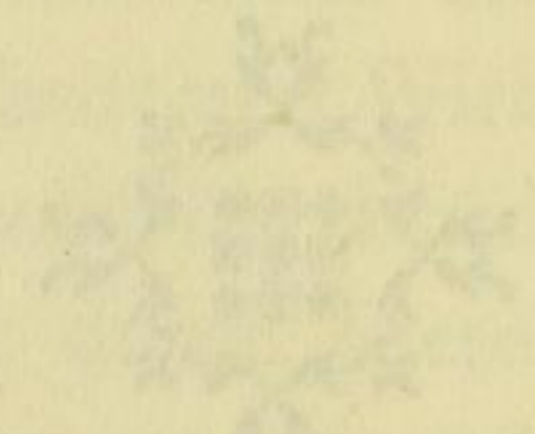
Beschwert durch Riesenhaufen von Dogmen, die man als solche erkennt, weil sie als solche nicht erkannt wer-

den; gehindert vor allem durch die Wirkungslosigkeit der großen, millionenmal vergewaltigten Worte, wollen wir uns dahin wenden, wo einst schon das Mittelalter zerschellte. Zu denen, welche die Methode gefunden haben, das Dogma auf Sinn und Irrsinn zu prüfen, das Wort peinlich zu kontrollieren. An dieser Methode lernend, hoffen wir, zu dem Ziele zu gelangen, das Jene erstrebten: Sehen, was ist.

Dieses ist der Sinn der BV, zu dessen Erfüllung sie beitragen soll, soweit das geschriebene Wort heute noch zu wirken vermag.



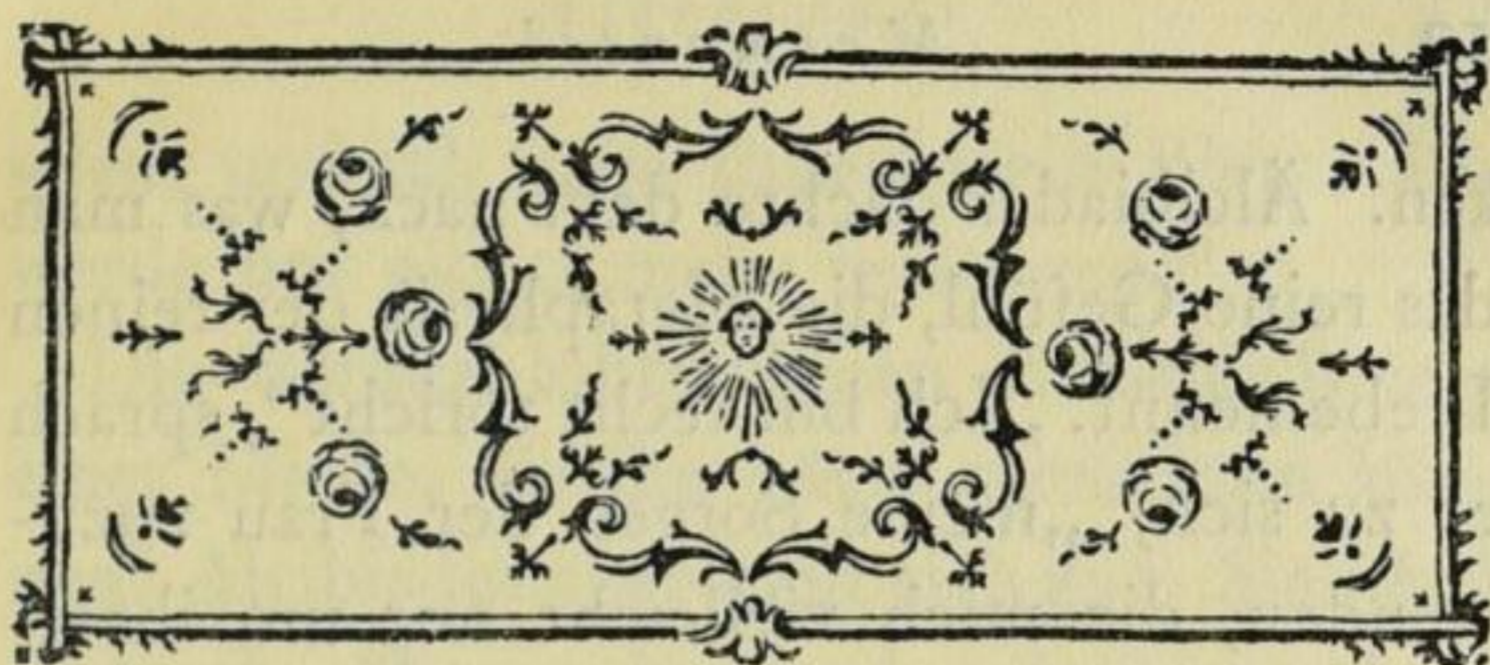
den; gehobert vor allem durch die
 Wirkungslosigkeit der großen, un-
 mittelbar vergeblichen Worte, welche
 wir uns dahin wenden, wo erst schon
 das Mittelalter zerschilt. No heren,
 welche die Methode gelehrt haben,
 das Dogma auf Sinn und Irrtum zu
 prüfen; das Wort reinlich zu kontroll-
 lieren. An dieser Methode ist nicht
 hielten wir, zu dem Ziele zu gelangen,
 das jeoc entstehen: Sehen, was ist.
 Diese ist der Sinn der BV, zu diesem
 Erfüllung als beitragen soll; soweit die
 geschriebenen Worte nicht noch wirken
 vermögen. Die Wissenschaften der
 Welt sind so die Wissenschaften
 der Menschheit. Die Wissenschaften
 der Menschheit sind die Wissenschaften
 der Welt. Die Wissenschaften der
 Welt sind die Wissenschaften der
 Menschheit. Die Wissenschaften der
 Menschheit sind die Wissenschaften
 der Welt.





Deſſiné par C. N. Cochin.

Gravé par Aug. de S^t. Aubin 1765.



A L C I B I A D E S

O D E R

D A S I C H

Natur und Schicksal schienen das Glück des Alcibiades beschlossen zu haben. Reichtum, Talent, Schönheit, edle Geburt, Blüte des Alters und der Gesundheit: Welch ein Freibrief, um alle lächerlichen Eigenschaften besitzen zu dürfen! Alcibiades indes besaß deren bloß eine: er wollte nur um seiner selbst willen geliebt sein. Von den Koketten bis zu den Tugendhaften hatte er alle Frauen von Athen verführt; war er es aber selbst, was man in ihm liebte? — In solche Betrachtung verfiel er eines Morgens, als er gerade von einer Spröden kam, der er den Hof gemacht hatte: das ist die Stunde der Gedan-

ken. Alcibiades dachte dem nach, was man das reine Gefühl, die Metaphysik der reinen Liebe nennt. „Ich bin recht töricht“, sprach er zu sich, „meine Sorgen der Frau zuzuwenden, die mich vielleicht nur um ihretwillen liebt. Bei allen Göttern: ich muß es erfahren! Und wenn es sich so verhält, kann sie unter den Athleten einen finden, der an meine Stelle tritt!“

Dem Brauche folgend, setzte die schöne Spröde den Wünschen des Alcibiades stets einigen Widerstand entgegen. Es war eine schreckliche Sache! Sie konnte daran nicht denken, ohne zu erröten. Man mußte lieben, wie sie liebte, nur um sich dazu zu entschließen. Um alles in der Welt hätte sie ihn minder jung und minder hitzig gewünscht.

Alcibiades nahm sie beim Wort: „Ich merke, Madame“, sprach er beim nächsten Rendez-vous, „daß diese Gefälligkeiten Ihnen schwer fallen. Gut: ich will Ihnen einen Beweis der vollkommensten Liebe geben. Weil Sie es so wünschen, bin ich einverstanden damit, daß unsere Seelen allein vereint

seien, und ich gebe Ihnen mein Wort: ich werde um nichts mehr verlangen.“

Die Spröde lobte diesen Entschluß mit einer Miene, die ihn hätte vernichten können. Alcibiades aber hielt sich gut. Sie ward dadurch überrascht und gekränkt; doch mußte sie sich verstellen.

Am nächsten Tage wurde alles angewandt, was ein Deshabillé Reizendes haben kann. Die Lebhaftigkeit der Begierde blitzte in den Augen der Spröden; ihre Haltung war Bereitschaft zur Lust. Die leichtesten Schleier, die günstigste Unordnung, alles lud Alcibiades ein, sich zu vergessen. Er merkte die Falle. „Welchen Sieg, Madame“, sprach er zu ihr, „welchen Sieg über mich selbst kann ich hier erringen! Ich sehe wohl, die Liebe stellt mich auf die Probe und ich beglückwünsche mich: die Reinheit meiner Gefühle wird mir umso klarer offenbar werden. Diese leichten durchsichtigen Schleier, diese Kissen, aus denen die Wollust ihren Thron gefügt zu haben scheint, Ihre Schönheit, meine Wünsche; wie viele Feinde

zu besiegen! Ulyß würde nicht davorkommen, Herkules würde unterliegen, — ich werde klüger als Ulyß, stärker als Herkules sein. Ja, ich will Ihnen beweisen, daß das Vergnügen zu lieben allein alle anderen Vergnügen zu ersetzen vermag!“

„Sie sind vortrefflich,“ versetzte die Spröde, „und ich kann mir schmeicheln, einen besonderen Liebhaber zu besitzen. Ich fürchte nur eines: daß Ihre Liebe durch die Strenge leiden könnte.“

„Im Gegenteil“, unterbrach Alcibiades sie lebhaft, „im Gegenteil, Madame: sie wird nur umso glühender werden!“

„Doch, mein liebes Kind, Sie sind jung; es gibt Augenblicke, da man seiner nicht Herr ist; und ich sehe Ihre Treue in Gefahr, wenn ich Sie Ihren Begierden überlasse.“

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich vertrete alles. Kann ich meine Begierde bei Ihnen besiegen, bei wem könnte ich ihrer nicht Herr werden?“

„Sie versprechen mir wenigstens,“ sagte sie, „mir es zu gestehen, wenn die Begierden

allzu heftig geworden sind? Ich wünschte nicht, daß eine falsche Schamhaftigkeit Sie zurückhielte. Beharren Sie nicht darauf, mir Ihr Wort zu halten! Alles will ich Ihnen lieber verzeihen als einen Treubruch.“

„Ja, Madame, meine Schwäche werde ich Ihnen aufrichtigen Herzens gestehen, sobald ich bereit sein werde zu unterliegen. Doch lassen Sie mich wenigstens meine Kräfte erproben; ich fühle, daß sie noch weit gehen werden und ich hoffe, die Liebe wird mir neue verleihen.“ Die Spröde war rasend; allein sie konnte sich nicht beklagen, ohne sich zu verraten: sie bezwang sich noch, in der Hoffnung, einer neuen Prüfung werde Alcibiades unterliegen. Am nächsten Morgen beim Erwachen erhielt er ein Billet dieses Inhalts:

„Ich habe die grausamste Nacht verbracht; kommen Sie zu mir! Ich kann ohne Sie nicht leben!“

Er kam zu der Spröden. Die Fenstervorhänge waren nur halb geöffnet; schwaches Tageslicht glitt durch purpurne Wellen in

den Raum. Die Dame lag noch in ihrem Bette, das mit Rosen bestreut war. „Kommen Sie“, rief sie mit klagender Stimme, „kommen Sie, meine Unruhe zu besänftigen! Ein fürchterlicher Traum quälte mich diese Nacht: ich sah Sie zu den Füßen einer Nebenbuhlerin. Ah! ich zittere noch! Ich sagte es Ihnen, Alcibiades: ich kann nicht leben in der Furcht, daß Sie mir untreu werden; mein Unglück wäre umso empfindlicher, als ich selbst die Schuld trüge, und zumindest will ich mir nichts vorzuwerfen haben. Sie können mir wohl versprechen, sich zu überwinden; doch sind Sie allzu jung, als daß Sie es lange vermöchten. Kenne ich Sie nicht? Ich merke, daß ich allzuviel von Ihnen gefordert habe, ich merke, daß es unklug und grausam ist, Ihnen ein so hartes Gebot aufzuerlegen!“

Während sie mit der ergreifendsten Miene der Welt also sprach, warf Alcibiades sich ihr zu Füßen: „Wie unglücklich bin ich, Madame,“ rief er, „daß Sie mich nicht genug schätzen, um mich für fähig zu halten, daß

ich den reinen Banden des Gefühls mein Schicksal an das Ihre knüpfte! Wessen habe ich mich denn beraubt? Dessen, was die Liebe entwürdigt. Ich schäme mich, daß Sie dieses Opfer für etwas Großes ansehen. Und wäre es auch so groß, wie Sie es sich vorstellen, umso größer wäre mein Ruhm.“

„Nun, mein lieber Alcibiades,“ sagte die Spröde, ihm die Hand reichend, „ich will kein Opfer, das dir teuer zu stehen kommt: ich bin überzeugt und entzückt von der reinen und zarten Liebe, die du mir so gut bewiesen hast. Sei nun glücklich, ich gestatte es dir!“

„Ich bin es,“ rief er verzweifelt, „da ich für Sie, Madame, leben darf! Lassen Sie ab, mich zu verdächtigen und zu beklagen; Sie sehen den treuesten, den zärtlichsten, den ehrerbietigsten Liebhaber . . .“

„Und den dümmsten!“ unterbrach sie ihn, indem sie brüsk die Vorhänge zurückzog. Bosheit und Spott in der Stimme, fügte sie hinzu: „Ihre Tugend, mein Freund, dürfte schwerlich die Folge freien

Entschlusses sein; wir alle wissen, daß die Natur Grenzen setzt . . .“ und sie rief ihre Sklaven. Alcibiades ging, wütend, nur so geliebt zu sein wie irgend ein anderer und entschlossen, die Frau nicht mehr zu sehen, die ihn zu ihrem Vergnügen allein angenommen hatte. „So liebt man nicht im Alter der Unschuld,“ sprach er, „und wenn die junge Glycere das für mich empfände, was ihre Augen mir zu sagen scheinen, so wüßte ich gewiß, — es wäre die reinste Liebe!“

Glycere, erst fünfzehn Jahre alt, zog die Wünsche der jeunesse dorée schon auf sich. Man stelle sich eine Rose vor im Begriffe, sich zu erschließen; ihr glich Glycere an Frische und Schönheit.

Alcibiades zeigte sich, und seine Nebenbuhler waren verschwunden. Es war in Athen noch nicht Sitte zu heiraten, um sich morgen zu hassen und zu verachten; vor der Hochzeit gab man den jungen Leuten Zeit, einander zu sehen und in geziemender Freiheit zu sprechen. Die Mädchen über-

ließen die Sorge für ihre Tugend nicht den Erzieherinnen. Sie bemühten sich, selbst klug zu sein. Die Schamhaftigkeit hat nicht früher begonnen sich schwach zu verteidigen, bevor man ihr die Ehre des Sieges raubte. Glycere verteidigte sich ausgezeichnet. Alcibiades unterließ nichts, was sie hätte überumpeln oder gewinnen können. Er lobte die junge Athenerin wegen ihrer Begabungen, ihrer Anmut, ihrer Schönheit; in allem, was sie sagte, zeigte er ihr eine Feinheit, die sie nicht hineingelegt hatte, ein Zartgefühl, von dem sie nichts ahnte. Wie schade, daß sie bei all ihrer Anmut kein empfindendes Herz besaß! „Ich bete Sie an,“ sprach er zu ihr, „und ich bin glücklich, wenn Sie mich lieben. Scheuen Sie sich nicht, mir es zu sagen! Unbefangene Aufrichtigkeit ist die Tugend Ihres Alters. Umsonst nennt man die Verstellung Klugheit; dieser schöne Mund ist nicht geschaffen, die Empfindungen des Herzens zu verleugnen: er sei Werkzeug der Liebe, die ihn nur für sich selbst gebildet hat!“

„Wollen Sie, daß ich aufrichtig sei,“ erwiderte ihm Glycere mit freundlicher Zurückhaltung, „so machen Sie wenigstens, daß ich es sein kann, ohne zu erröten. Ich will gerne meinem Herzen, doch will ich auch meiner Pflicht gehorchen, und ich würde entweder jenes oder diese verleugnen, wenn ich mehr sagte.“

Glycere wollte, daß ihre Heirat beschlossen werde, bevor sie sich erklärte. Alcibiades wünschte, sie solle sich erklären, bevor man an die Heirat dächte. „Sie werden Zeit genug haben“, sagte er, „mich Ihrer Liebe zu versichern, wenn die Hochzeit es Ihnen zur Pflicht gemacht hat, sich so anzustellen. Heute aber, da Sie frei sind, wie schmeichelhaft wäre es mir, aus Ihrem Munde das selbstlose Geständnis eines natürlichen und reinen Gefühls zu vernehmen!“

„Gut, seien Sie zufrieden und werfen Sie mir nicht mehr vor, ich besitze kein gefühlvolles Herz! Es ist gefühlvoll, wenigstens, seit ich Sie kenne. Ich achte Sie genug, um Ihnen mein Geheimnis anzuvertrauen;

allein jetzt, da es mir entschlüpft ist, fordere ich von Ihnen eine Gefälligkeit: sprechen Sie niemals mehr mit mir unter vier Augen, außer im Einvernehmen mit meinen Eltern!“

Das Geständnis, das Alcibiades hier empfing, würde einen minder eigensinnigen Liebhaber glücklich gemacht haben; doch seine Schimäre ließ ihn nicht los. Bis zum Ende mußte er sehen, ob er um seiner selbst willen geliebt werde. „Ich will Ihnen nicht verhehlen,“ sprach er, „daß der Schritt, den Sie fordern, einen schlechten Erfolg haben kann. Ihre Verwandten empfangen mich mit einer kühlen Höflichkeit, die ich für einen Abschied genommen hätte, würde das Vergnügen, Sie zu sehen, mein Zartgefühl nicht überwunden haben; doch erzwingen Sie die Entscheidung Ihres Vaters, so wird es nicht mehr möglich sein, sich zu verstellen.“

Er ist Mitglied des Areopags; Sokrates, der tugendhafteste unter den Menschen, ist dort verdächtig und gehaßt; ich bin der Freund und Schüler des Sokrates, und ich fürchte, daß der Haß, den man gegen ihn

hegt, sich auch auf mich erstrecke. Mein Bedenken geht vielleicht zu weit; allein, wenn Ihr Vater uns seiner Politik opfert, mir Ihre Hand verweigert; wozu entschließen Sie sich?“

„Unglücklich zu sein“, erwiderte Glycere, „und mich dem Schicksal zu fügen.“

„Sie werden mich aber nicht wiedersehen!“

„Verbietet man mir, Sie zu sehen, so werde ich wohl gehorchen müssen.“

„Sie werden also auch gehorchen, wenn man Ihnen einen andern Mann zu heiraten vorschreibt?“

„Ich werde das Opfer meiner Pflicht sein.“

„Und aus Pflicht werden Sie den Gemahl lieben, den man Ihnen auswählen wird?“

„Ich werde versuchen, ihn nicht zu hassen. Doch welche Fragen stellen Sie mir? Was würden Sie von mir denken, hätte ich andere Absichten?“

„Daß Sie mich lieben, wie man lieben muß!“

„Es ist nur zu wahr, daß ich Sie liebe!“

„Nein, Glycere, die Liebe kennt keine Gesetze; sie steht über allen Hindernissen. Aber ich gebe Ihnen recht: dieses Gefühl ist zu stark für Ihr Alter: es verlangt eine feste und tapfere Seele, welche die Schwierigkeiten anfeuern und Widerstände nicht entmutigen. Eine solche Liebe ist selten, ich gestehe es. Eine Stellung, einen Namen, ein Vermögen haben wollen, über das man selbst verfügt, sich in die Arme eines Gemahls werfen, um sich vor seinen Verwandten zu retten; das nennt man Liebe, — das nenne ich den Wunsch nach Unabhängigkeit. Und nichts mehr.“

„Sie sind mir überlegen“, sprach sie unter Tränen, „und können die Beschimpfung zum Vorwurfe fügen. Ich habe Ihnen nichts gesagt, als was zärtlich und höflich ist. Habe ich einen Augenblick gezaudert, Ihnen Ihre Nebenbuhler zu opfern? Habe ich geschwankt, Ihren Triumph zu gestehen? Was verlangen Sie mehr von mir?“

„Ich verlange,“ sprach er, „daß Sie mir eine Treue schwören, die jede Probe über-

steht, daß Sie mir schwören, mir zu gehören, was auch kommen mag und daß Sie nur mir gehören werden!“

„In Wahrheit, mein Herr, das werde ich niemals tun.“

„In Wahrheit, Mademoiselle, diese Antwort mußte ich erwarten, und ich erröte bei dem Gedanken, daß ich mich ihr ausgesetzt habe!“ Mit diesen Worten ging er davon, außer sich vor Wut und sprach zu sich selbst: „Ich war recht dumm, ein Kind zu lieben, das keine Seele hat und das sein Herz nur nach der Absicht der Verwandten verschenkt!“

Es gab in Athen eine junge Witwe, die untröstlich schien über den Verlust ihres Gatten. Wie alle Welt, stattete auch Alcibiades ihr seine Besuche ab. Er befließigte sich der ernstesten Miene, die der gute Ton bei Leidtragenden vorschreibt. Die Witwe fand eine merkliche Erleichterung in den Unterhaltungen mit diesem Schüler des Sokrates, und Alcibiades fand einen unaus-

sprechlichen Reiz in den Tränen der Witwe. So wurde ihre Moral von Tag zu Tag heiterer. Man pries die guten Eigenschaften des Verstorbenen, und dann kam man überein, daß er auch schlechte gehabt habe. Er war wohl der ehrbarste Mann der Welt gewesen, doch hatte er, betrachtete man ihn genau, nur einen gemeinen Verstand besessen. Von Gestalt leidlich gut, doch ohne Eleganz und ohne Anmut; voller Aufmerksamkeit und Fürsorge, doch von ermüdender Geschäftigkeit. Kurz, man war in Verzweiflung, einen so guten Gatten verloren zu haben, allein fest entschlossen, keinen zweiten zu nehmen. „Wie,“ sprach Alcibiades, „in Ihrem Alter auf die Ehe verzichten!“ — „Ich gestehe,“ antwortete die Witwe, „so sehr die Sklaverei mir widerstrebt, so sehr erschreckt mich die Freiheit. In meinem Alter, mir selbst überlassen, ohne liebenden Halt, — was soll aus mir werden?“ Alcibiades setzte ihr auseinander, daß es zwischen der Sklaverei der Ehe und der Einsamkeit der Witwenschaft einen Mittelweg gebe und

daß angesichts ihres Wohlstandes nichts in der Welt durch eine zärtliche Gebundenheit leichter vereinigt werden könne. Man war entsetzt über diesen Vorschlag; lieber wolle man sterben. „Sterben im Alter der Liebe und Schönheit!“ Es war leicht, das Lächerliche einer solchen Absicht zu zeigen, und die Witwe fürchtete nichts so sehr, wie lächerlich zu erscheinen. Es ward also beschlossen, daß sie nicht sterben sollte; ausgemacht war aber auch, daß sie nicht leben könne, ohne sich an etwas zu halten; dieses Etwas müsse ein Liebhaber sein und ohne Vorurteil kannte sie keinen Menschen, der würdiger gewesen wäre ihr zu gefallen und von ihr gefesselt zu werden, als Alcibiades. Er verdoppelte seine Besuche; zuerst beklagte sie sich darüber, bald gewöhnte sie sich daran und schließlich verlangte sie Discretion; und um Ungelegenheiten zu vermeiden, richtete man sich geziemend ein.

Alcibiades war am Gipfel seiner Wünsche. Weder die Vergnügungen der Lust, noch die Vorteile der Ehe schienen es zu sein, was

man in ihm liebte; er selbst war es. Wenigstens dachte er so. Er triumphierte über den Schmerz, über die Tugend, über den Stolz einer Frau, die nichts von ihm forderte als Verschwiegenheit und Liebe. Die Witwe ihrerseits beglückwünschte sich, den Gegenstand der Eifersucht aller Schönheiten Griechenlands unter ihrer Botmäßigkeit zu halten. Doch wie wenige Menschen können ohne Vertraute genießen! Alcibiades, ein geheimer Liebhaber, war ein Liebhaber wie jeder andere, und der schönste Triumph schmeichelt nur, insofern er bekannt wird. Ein Schriftsteller sagte einst, es sei nicht genug, auf einem schönen Landgute zu wohnen, wenn man nicht jemand hat, zu dem man sprechen kann: „Das schöne Landgut!“ Ebenso fand die Witwe, es sei nicht genug, Alcibiades zum Liebhaber zu haben, wenn man nicht zu jemand sagen kann: „Ich habe den Alcibiades zum Liebhaber.“ Sie vertraute sich einer intimen Freundin an, die es ihrem Freunde erzählte, und dieser erzählte es ganz Griechen-

land. Alcibiades, bestürzt, daß man sein Abenteuer öffentlich besprach, fühlte sich verpflichtet, der Witwe Nachricht davon zu geben; sie beschuldigte ihn der Schwatzhaftigkeit. „Wäre ich dieses Lasters fähig,“ erwiderte er, „so würde ich die Gerüchte laufen lassen, die ich hätte verbreiten wollen; und ich wünsche nichts so sehr, wie sie verschwinden zu machen. Wir müssen uns sorgfältig in acht nehmen, vermeiden, uns in der Öffentlichkeit zu zeigen; und wenn der Zufall uns zusammenbringt, erzürnen Sie sich nicht ob des zerstreuten Wesens, das ich in Ihrer Nähe vortäuschen werde.“ Die Witwe nahm dies mit Unwillen auf. „Ich sehe schon,“ sprach sie, „Sie suchen Ihr Wohlbehagen. Die Besuche, die Aufmerksamkeiten sind Ihnen unbequem, und Sie verlangen nichts weniger als umherflattern zu können. Ich aber, wie soll ich mich dazu verhalten? Ich kann es nicht übers Herz bringen, kokett zu sein: gelangweilt von allem übrigen in Ihrer Anwesenheit, träumerisch und verwirrt fern von Ihnen, wird es erscheinen, als

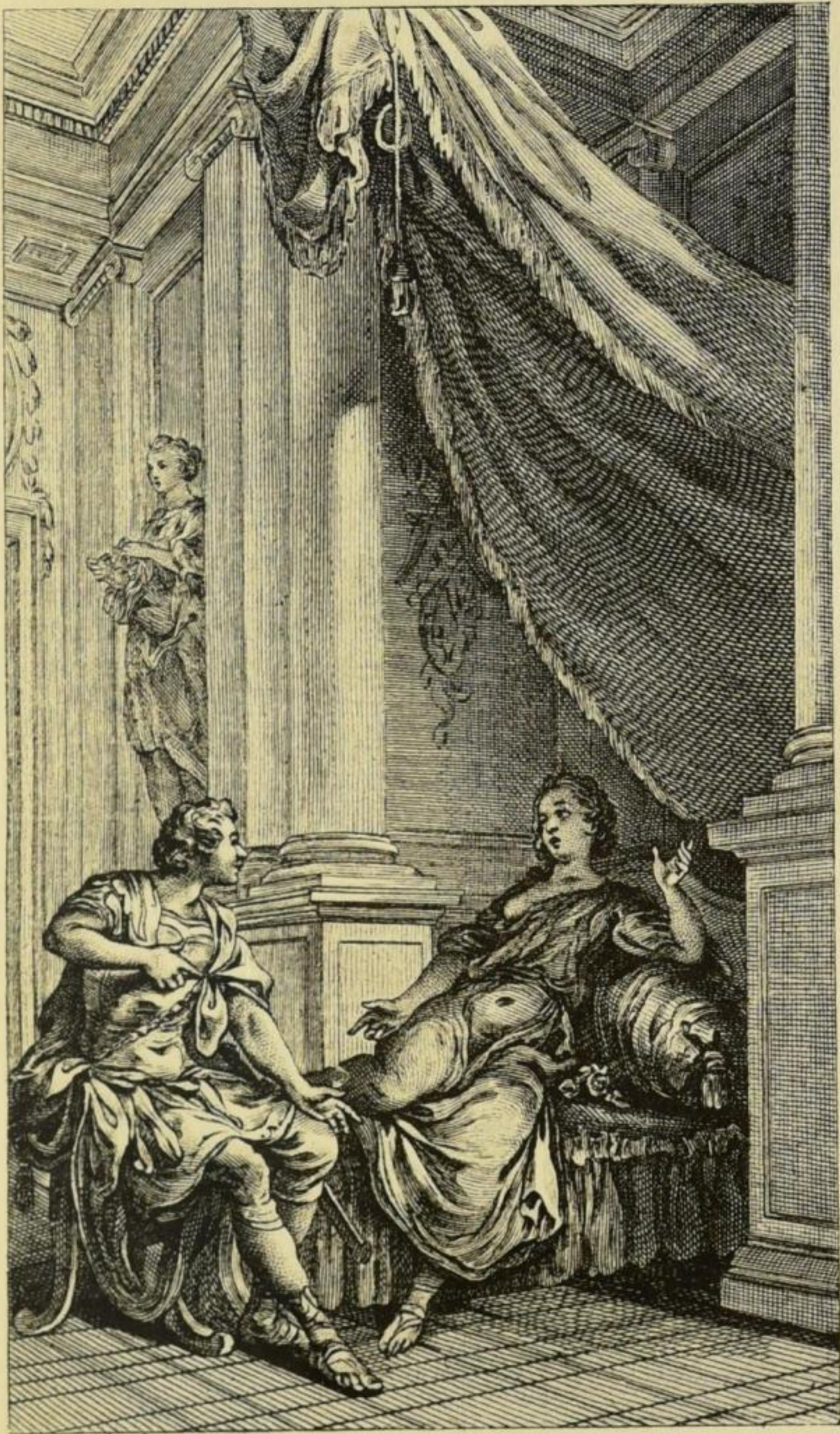
würde ich zum besten gehalten und vielleicht wird es in der Tat so sein. Ist man überzeugt, daß Sie mich besitzen, so gibt es kein Mittel mehr: die Menschen lassen sich nichts vormachen. Was wird die Folge dieser vergeblichen Geheimhaltung sein? Sie werden für einen verabschiedeten Liebhaber gelten, ich für die verlassene Witwe.“ Diese Antwort überraschte den Alcibiades. Ihr Benehmen vollendete seine Verwirrung. Jeden Tag wuchs ihre Sorglosigkeit und Freiheit. Sie verlangte, daß er im Theater hinter ihr sitze, daß er ihr seine Hand reiche, wenn sie in den Tempel ging, daß er an ihren Spaziergängen und Mahlzeiten teilnehme. Sie liebte über alles, sich mit ihren Rivalinnen zu treffen; und sie wollte, daß er in diesen Gesellschaften nur sie sehe. Sie befahl ihm in gebieterischem Tone, blickte ihn geheimnisvoll an, lächelte ihm zu mit der Miene des Einverständnisses und flüsterte mit jener Vertraulichkeit, die der Gesellschaft zeigt, man sei liiert. Er sah wohl, daß sie ihn überall mit sich führte wie einen Sklaven, der an den

Wagen geschmiedet ist. „Ich habe Gesten für Empfindungen genommen,“ sprach er seufzend; „nicht ich bin es, was sie liebt, es ist der Ruhm, mich erobert zu haben; sie würde mich verschmähen, hätte sie keine Rivalinnen. Man muß sie lehren, daß die Eitelkeit nicht würdig ist, Liebe zu fesseln!“

Der Neid der Philosophen konnte dem Sokrates nicht verzeihen, daß er Wahrheit und Tugend öffentlich lehrte. Die schwersten Klagen gegen diesen gefährlichen Mitbürger brachte man bei dem Areopag vor. Sokrates, mit der Übung des Guten beschäftigt, ließ alles Schlechte von sich reden; doch Alcibiades, dem Sokrates ergeben, widersprach seinen Feinden. Er trat vor die Richter und warf ihnen vor, sie schenkten Nichtswürdigen Gehör und beschützten Verleumder; er nannte seinen Lehrer den gerechtesten und mutigsten unter den Sterblichen. Die Begeisterung macht beredt: in den Gesprächen, die Alcibiades mit einem der Mitglieder des Areopags hatte, in Gegenwart der Gattin

des Richters sprach er mit so viel Anmut und Stärke, Gefühl und Verstand, seine Schönheit belebte sich mit einem so edlen Feuer, daß diese tugendhafte Frau bis in den Grund ihrer Seele bewegt ward. Ihre Verwirrung hielt sie für Bewunderung. „Sokrates“, sprach sie zu ihrem Gemahl, „ist in der Tat ein göttlicher Mann, wenn er solche Schüler bildet! Ich bin bezaubert von der Redekraft dieses Jünglings; es ist nicht möglich, ihn zu hören, ohne besser zu werden.“ Der Richter, der keinen Grund hatte, der Tugend seiner Gattin zu mißtrauen, sagte Alcibiades das ihm gespendete Lob wieder. Alcibiades fühlte sich geschmeichelt; er erbat vom Manne die Erlaubnis, die Achtung seiner Frau zu pflegen. Der Biedermann lud ihn dazu ein. „Meine Frau“, sagte er, „ist auch Philosophin, und ich würde euch gerne im Wettkampf sehen.“ Rhodope (so hieß diese ehrenwerte Dame) hatte sich tatsächlich die Philosophie zum Steckenpferd erwählt, und die des Sokrates in Alcibiades' Munde gewann sie immer mehr. Ich vergaß

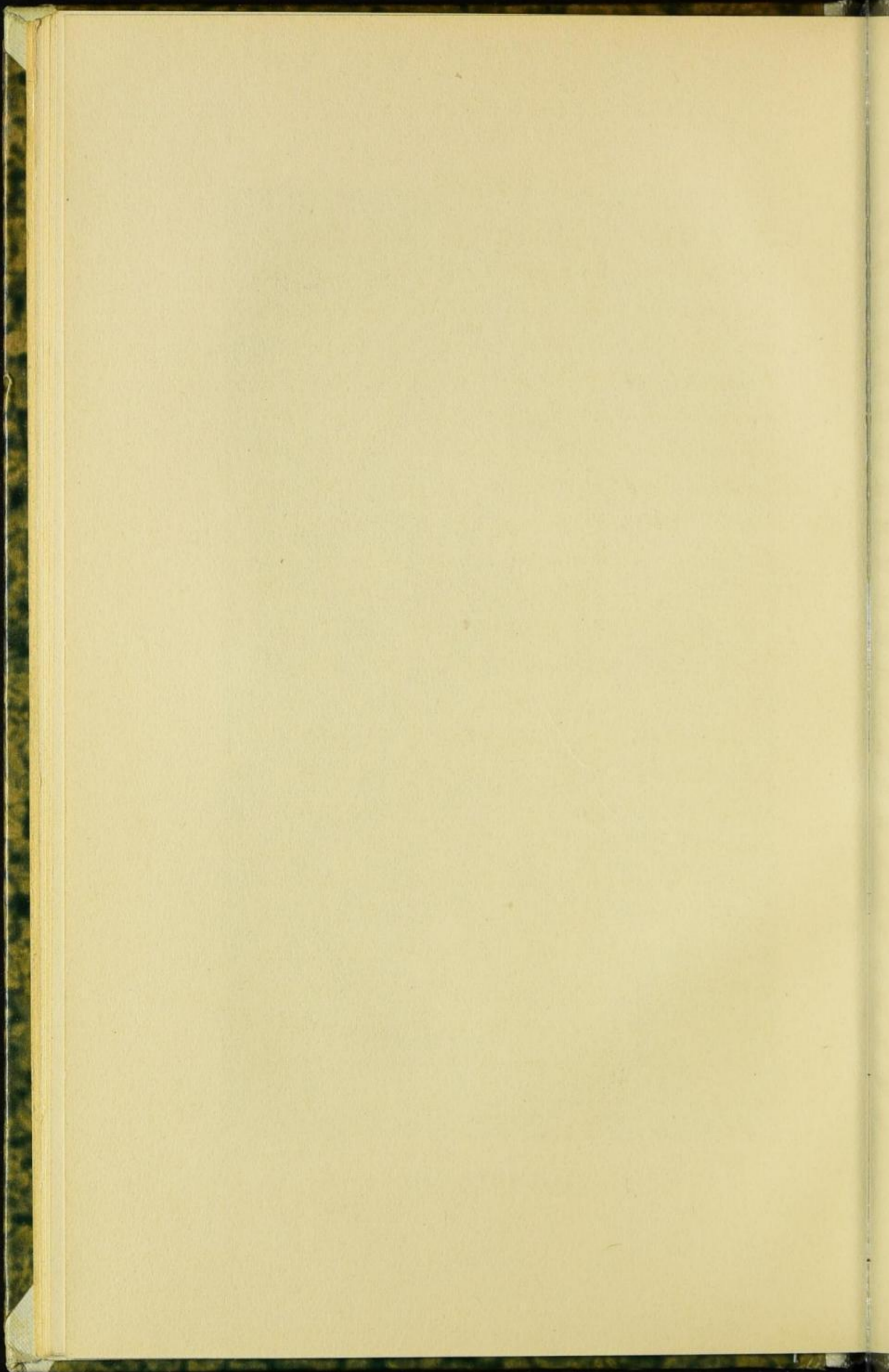
zu sagen, daß sie sich in dem Alter befand, da man nicht mehr hübsch, doch noch schön ist; da man vielleicht um ein Geringes weniger liebenswert ist, viel besser aber zu lieben weiß. Alcibiades bemühte sich um sie; sie mißtraute weder ihm noch sich selbst. Das Streben nach Weisheit erfüllte ihren Umgang. Die Lehren des Sokrates gingen von der Seele des Alcibiades in die Rhodopens über, und in diesem Wechsel fanden sie neue Reize; es war ein Bach von klarem Wasser, der über Blumen fließt. Rhodope ward von Tag zu Tag eifriger; sie ließ sich nach den sokratischen Gesetzen Weisheit und Tugend, Gerechtigkeit und Wahrheit erklären. Auch an die Freundschaft kam die Reihe. Und nachdem sie deren Wesen erörtert hatten, sprach Rhodope: „Ich möchte gerne wissen, welchen Unterschied Sokrates zwischen der Liebe und der Freundschaft macht.“ — „Obzwar Sokrates nicht zu jenen Philosophen gehört, die alles zergliedern,“ erwiderte Alcibiades, „unterscheidet er drei Arten von Liebe: Die eine grob und niedrig,



H. Gravelot Inven.

Voyé Sculp.

ALCIBIADE.



die wir mit den Tieren gemeinsam haben: das ist der Trieb der Notdurft und der Geschmack an der Lust. Die zweite, rein und himmlisch, nähert uns den Göttern: das ist die lebhaftere und zärtlichere Freundschaft. Die dritte endlich, die an den zwei ersten teilhat, hält die Mitte zwischen den Göttern und den Tieren und entspricht der Natur des Menschen am besten: das Band der Seele, verstärkt durch das der Sinne. Sokrates gibt der reinen Schönheit der Freundschaft den Vorzug; doch wie er es der Natur nicht zum Verbrechen anrechnet, daß sie den Geist mit der Materie verbindet, so rechnet er diese Verbindung in seinen Neigungen und Vergnügungen auch dem Menschen nicht zum Bösen an. Vornehmlich, wenn die Natur Sorge getragen hat, einen schönen Körper mit einer schönen Seele zu vereinen, verlangt er, daß man Ehrfurcht habe vor dem Werke der Natur. Denn so häßlich Sokrates ist, so sehr läßt er der Schönheit Gerechtigkeit widerfahren. Würde er zum Beispiel, mit wem ich mich über Philo-

sophie unterhalte, er würde mir zweifellos nicht vorwerfen, daß ich seine Lehren übel anwende.“

„Ich erlasse Ihnen, galant zu sein,“ unterbrach ihn Rhodope: „ich rede mit einem Weisen; und so jung er ist, ich will, daß er mich erleuchte, nicht daß er mir schmeichle. Kommen wir zurück zu den Grundsätzen Ihres Meisters! Er erlaubt die Liebe, sagen Sie; doch kennt er ihre Verirrungen und Ausschweifungen?“

„Ja, Madame, ebenso wie er die der Trunkenheit kennt und doch den Wein erlaubt.“

„Der Vergleich ist nicht richtig,“ sagte Rhodope; „man ist frei in der Wahl seiner Weine und in der Mäßigung seines Genusses. Hat man aber dieselbe Freiheit in der Liebe? Diese ist ohne Wahl und ohne Maß.“

„Ja, zweifellos,“ versetzte Alcibiades, „bei Menschen ohne Sitte und ohne Grundsätze; Sokrates aber beginnt damit, die Menschen aufzuklären und tugendhaft zu machen und

diesen erlaubt er die Liebe. Er weiß wohl, daß sie nichts Schändliches lieben werden und keine Gefahr laufen, auch wenn sie aufs äußerste lieben. Der wechselseitige Einfluß zweier tugendhafter Seelen muß sie nur noch tugendhafter machen.“ Jede Antwort des Alcibiades besänftigte irgendein Hindernis im Herzen Rhodopens und machte die Neigung, die sie zu ihm hinzog, immer glatter und verführerischer. Es blieb nur noch die eheliche Treue; das war der gordische Knoten. Rhodope war keine von jenen Frauen, mit denen man ihn durchhaut; er mußte gelöst werden. Alcibiades ging allmählich daran. Als sie eines Tages bei dem Kapitel Gesellschaft angelangt waren, sagte er: „Die Not hat die Menschen vereinigt, das gemeinsame Interesse hat ihre Pflichten bestimmt. Und die Mißbräuche haben die Gesetze hervorgerufen. All dies ist heilig; all dies aber ist unserer Seele fremd. Wie die Menschen einander nur äußerlich berühren, ebenso überschreiten die gegenseitigen Pflichten, die sie sich auferlegt haben, nicht die Ober-

fläche. Die Natur allein ist die Gesetzgeberin des Herzens; sie allein vermag Dankbarkeit, Freundschaft, Liebe einzuflößen; doch kann das Gefühl sich nicht einer gesetzlichen Einrichtung unterwerfen. Daher kommt es zum Exempel, daß man in der Ehe nicht mehr versprechen oder fordern kann, als eine körperliche Verbindung.“

Rhodope, der das Prinzip gefallen hatte, ward durch die Folgerung erschreckt: „Wie,“ rief sie, „ich hätte meinem Manne nichts versprochen, außer mich zu betragen, als liebte ich ihn?“

„Was anderes konnten Sie ihm versprechen?“

„Ihn wahrhaft zu lieben“, erwiderte sie mit unsicherer Stimme.

„Also hat er seinerseits Ihnen versprochen, nicht nur liebenswürdig, sondern stets der liebenswürdigste unter allen Menschen zu sein?“

„Er hat mir versprochen, darin sein Möglichstes zu tun und er hält sein Wort.“

„Auch Sie tun vermutlich Ihr Möglichstes, ihn allein zu lieben; doch weder der eine noch der andere kann den Erfolg verbürgen.“

„Welch abscheuliche Moral!“ rief Rhodope.

„Zum Glück, Madame, ist sie nicht so abscheulich; allzuviele Sünder würden die Straßen Athens beleben, wäre die eheliche Liebe eine wesentliche Pflicht.“

„Wie, mein Herr, Sie zweifeln!“

„Ich zweifle an nichts, Madame; doch meine Offenheit kann Ihnen mißfallen, und ich sehe Sie nicht bereit, es mir gleichzutun. Ich glaubte, zu einem Philosophen zu sprechen, und ich sprach nur zu einer Frau von Geist. Ich ziehe mich zurück, beschämt ob meines Irrtums. Zum Abschied will ich Ihnen ein Beispiel der Aufrichtigkeit geben: Ich glaube ebenso reine, ebenso züchtige Sitten zu kennen wie die tugendhafteste Frau; ich weiß ebenso gut wie sie, wozu die Ehre und die Heiligkeit des Eides verpflichten; ich kenne die Gesetze der Ehe und das Verbrechen, sie zu verletzen; indes — hätte ich

tausend Frauen geheiratet, ich würde mir auch nicht den leisesten Vorwurf machen, fände ich Sie, Sie allein, tausendmal schöner und liebenswerter als diese tausend Frauen zusammen. Soll man Ihnen glauben, so bedarf es, um tugendhaft zu sein, weder einer Seele noch der Augen; ich beglückwünsche Sie, daß Sie zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gelangt sind!“

Diese Rede, im Tone der Bitterkeit und des Zornes gesprochen, versetzte Rhodopen in eine Bestürzung, von der sie sich nur mit Mühe erholen konnte. Alcibiades hörte seitdem auf, sie zu besuchen. Sie hatte in seinem Abschied ein lebhafteres Interesse wahrgenommen als die Hitze des Gesprächs; und sie ihrerseits fühlte, daß die philosophischen Debatten nicht das waren, was sie am meisten vermißte. Widerwille gegen alles, Zorn gegen sich selbst, ein geheimer Ekel vor den Zärtlichkeiten ihres Gatten; schließlich die Verwirrung und Scham, die ihr allein der Name des Alcibiades erregte, all dies machte sie die Gefahr des Wiedersehens

fürchten; und doch brannte sie vor Begierde, ihn wiederzusehen. Ihr Mann brachte ihn zurück zu ihr. Als sie ihm erzählt hatte, sie hätten sich in einem Wortstreit entzweit, neckte der Richter den Alcibiades damit und veranlaßte ihn, wiederzukommen.

Das Wiedersehen war ernst. Der Mann bestütigte sich eine Weile, doch seine Geschäfte riefen ihn weg. „Ich lasse euch allein,“ sprach er zu ihnen, „und ich hoffe, da ihr euch über Worten entzweit habt, daß ihr euch über den Dingen wieder versöhnen werdet.“ Der Biedermann ahnte nichts Schlechtes, doch seine Frau errötete für ihn.

Nach langem Stillschweigen nahm Alcibiades das Wort: „Unsere Gespräche, Madame, waren mein Entzücken, und bei allen Gelegenheiten der Zerstreuung haben Sie mich die Reize der Einsamkeit schätzen und allen anderen vorziehen gelehrt. Ich gehörte nicht mehr der Welt, nicht mehr mir selbst, ich war ganz der Ihre. Glauben Sie nicht, daß eine törichte Hoffnung, Sie zu verführen und auf falsche Wege zu leiten, sich in meine

Seele geschlichen habe; die Weisheit, mehr als der Reiz der Schönheit, hatte mich Ihnen unterworfen. Allein, während ich Sie mit einem ebenso sanften wie zärtlichen Gefühle liebte, schmeichelte ich mir, Ihnen ein gleiches Gefühl einzuflößen. Diese reine und tugendhafte Liebe beleidigt Sie oder vielmehr ist sie Ihnen beschwerlich; denn daß Sie sie im Ernst mißbilligten, ist nicht möglich. Alles, was ich für Sie empfinde, empfinden Sie für einen andern. Sie haben mir's selbst verraten. Ich kann es Ihnen nicht zum Vorwurf machen, noch mich darüber beklagen. Gestehen Sie aber, daß ich nicht glücklich sein kann! Es gibt vielleicht nur eine Frau in ganz Athen, die ihren Mann liebt, und ausgerechnet in diese Frau vernarre ich mich.“

„In der Tat, für den Schüler eines Weisen sind Sie ziemlich närrisch!“ sagte Rhodope mit Lächeln. Er antwortete sehr ernsthaft; sie erwiderte scherzend; er ergriff ihre Hand; sie wurde böse; er küßte diese Hand; sie wollte sich erheben; er hielt sie zurück; sie

errötete — und die zwei Philosophen verloren den Kopf, jenes Organ, dessen Behauptung sonst der Stolz des Philosophen zu sein pflegt.

Es ist unnötig zu sagen, wie untröstlich Rhodope war, noch, wie sie sich tröstete: All dies läßt sich bei einer tugendhaften und verliebten Frau erraten.

Sie zitterte vor allem für die Ehre und die Ruhe ihres Gatten. Alcibiades schwor ihr unverbrüchliche Verschwiegenheit; doch die Bosheit der Gesellschaft ersparte ihm das Schwatzen. Man wußte wohl, daß er nicht der Mann war, der einer liebenswürdigen Frau ohne Unterlaß von Philosophie spricht. Seine häufigen Besuche weckten Verdacht; und in der Welt gilt Verdacht soviel wie Gewißheit. Man behauptete, Alcibiades besitze Rhodopen. Das Gerücht kam dem Gemahl zu Ohren. Er dachte nicht daran, ihm Glauben zu schenken, doch seine Ehre und die seiner Frau forderten, daß er diesen Verdacht entkräfte. Er sprach ihr von der Notwendigkeit, den Alcibiades zu entfernen,

mit so viel Sanftmut, Vernunft und Vertrauen, daß sie nicht die Kraft besaß zu antworten. Es gibt nichts, was eine empfindsame und von Natur tugendhafte Seele mehr kränkt, als den Ausdruck einer Achtung zu empfangen, die sie nicht verdient.

Rhodope beschloß auf der Stelle, Alcibiades nicht mehr zu sehen, und je mehr Schwäche sie für ihn empfand, umsomehr Standhaftigkeit zeigte sie in dem gefaßten Entschluß, mit ihm zu brechen. Umsonst stritt er mit seiner ganzen Beredsamkeit. „Ich konnte mich überzeugen lassen,“ sprach sie zu ihm, „daß geheimes Unrecht, welches man einem Gatten zufügt, nichts gelte; doch gerade der Schein ist ein wahrhaftes Unrecht, das entweder seine Ehre bedroht oder seine Ruhe stört. Ich bin nicht verpflichtet, meinen Gemahl zu lieben; das will ich glauben; ihn glücklich zu machen, soweit es von mir abhängt, das ist eine unbestreitbare Pflicht.“

„Sie ziehen also sein Glück dem meinen vor, Madame?“

„Ich ziehe meine Verpflichtungen meinen Neigungen vor. Dieses Wort, das mir wider Willen entschlüpft ist, wird meine letzte Schwachheit sein.“

„Ich glaubte, geliebt zu sein!“ rief Alcibiades verdrießlich. „Adieu, Madame! Ich sehe wohl, ich verdanke mein Glück nur der Laune eines Augenblicks. So sind unsere ehrbaren Frauen!“ fuhr er fort: „wenn sie uns annehmen, so ist es der äußerste Zwang der Liebe; verlassen sie uns, ist es die Macht der Tugend; und im Grunde sind Liebe und Tugend nichts als Phantasien, die kommen und wieder vergehen.“

„Ich habe alle Beleidigungen verdient,“ sprach Rhodope unter Tränen: „eine Frau, die sich selbst nicht achtet, darf nicht erwarten, geachtet zu werden. Es ist nur recht und billig, daß unsere Schwachheiten uns Mißachtung zuziehen.“

Nach so vielen Proben war Alcibiades überzeugt, daß man auf die Frauen nicht rechnen dürfe; doch war er seiner selbst

nicht sicher genug, um sich neuen Gefahren auszusetzen; so entschlossen er war, nicht mehr zu lieben, so stark fühlte er die Notwendigkeit, fernerhin noch zu lieben.

Als er in dieser geheimen Unruhe eines Tages am Ufer des Meeres lustwandelte, erblickte er eine Frau, die er ihrem Gange und ihrer Schönheit nach für eine Göttin hätte halten müssen, würde er sie nicht als die Kurtisane Erigone erkannt haben. Er wollte sich entfernen. Sie sprach ihn an: „Alcibiades, die Philosophie wird dich verrückt machen. Sage, mein Kind, muß man sich denn in deinem Alter mit leeren und traurigen Ideen lebendig begraben? Glaube mir, sei glücklich! man hat immer noch Zeit, weise zu sein.“

„Ich strebe danach, weise zu sein,“ erwiderte er, „in der Absicht, glücklich zu werden.“

„Ein schöner Weg, zur Glückseligkeit zu gelangen! Glaubst du, daß ich mich im Erlernen der Weisheit abzehre? und gibt es eine ehrbare Frau, die mit ihrem Schick-

sal zufriedener ist als ich? Dieser Sokrates hat dich verdorben; es ist schade; doch es gibt noch eine Möglichkeit: wenn du Lektionen bei mir nehmen willst. Schon lange habe ich Absichten auf dich; ich bin jung, schön und gefühlvoll, und ich glaube ohne Überhebung, so viel wert zu sein wie ein Philosoph mit langem Barte. Sie lehren, wie man sich beraubt: traurige Wissenschaft! Komm in meine Schule! ich werde dich genießen lehren.“

„Ich habe es zu meinem Schaden nur allzu gründlich gelernt, Erigone. Üppigkeit und Vergnügungen haben mich heruntergebracht. Ich bin nicht mehr jener reiche und prächtige Mensch, den seine Streiche so berühmt gemacht haben, und ich erhalte mich jetzt nur auf Unkosten meiner Gläubiger.“

„Das also ist es, was dich betrübt! Tröste dich: ich habe Gold und Edelsteine im Überfluß und die Streiche der anderen werden dazu dienen, die deinen wieder gutzumachen.“

„Sie schmeicheln mir“, erwiderte Alcibiades, „durch so liebenswürdige Anerbietungen; doch ich will sie nicht mißbrauchen.“

„Was willst du sagen mit deinen Umschweifen? macht die Liebe nicht alles gemeinsam? Übrigens, wer wird sich einbilden, daß du mir etwas verdankst? Du bist nicht so geschmacklos, dich dessen zu rühmen, und ich bin zu eitel, als daß ich es verbreitete.“

„Ich gestehe Ihnen, daß Sie mich überraschen; denn schließlich stehen Sie in dem Rufe, geizig zu sein.“

„Geizig, ja, ohne Zweifel! mit denen, die ich nicht liebe, um mit denen, die ich liebe, umso verschwenderischer zu sein. Meine Diamanten sind mir sehr teuer, doch du bist mir noch teurer; und wenn du willst, brauchst du es nur zu sagen: morgen opfere ich sie dir.“

„Ihre Großmut“, antwortete Alcibiades, „beschämt und rührt mich. Ich würde mir das Vergnügen bereiten, sie in Anspruch zu

nehmen, könnte ich mich wenigstens wie ein junger Mensch dankbar erweisen; allein ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der unmäßige Genuß nicht nur mein Vermögen ruiniert hat: ich habe das Geheimnis gefunden, vor der Zeit alt zu werden.“

„Ich glaube es gerne,“ sprach Erigone lächelnd; „du hast so viele anständige Frauen gekannt. Doch ich werde dich noch viel mehr überraschen: ein lebhaftes und zärtliches Gefühl ist alles, was ich von dir erwarte, und wenn dein Herz nicht zugrunde gerichtet ist, kannst du mir noch Genüge tun.“

„Sie scherzen!“, rief Alcibiades.

„Keineswegs. Nähme ich einen Herkules zum Liebhaber, so wollte ich, daß er ein Herkules sei; doch ich will, daß Alcibiades mich als Alcibiades liebe, mit aller Zartheit der stillen Lust, deren Ursprung im Herzen ist. Wenn du mir von Seiten der Sinne nun einmal eine Überraschung bereitest, — ich bin es wohl zufrieden: ich erlaube dir alles und ich fordere nichts.“

„In der Tat, ich bin ebenso entzückt wie überrascht! und ohne die Unruhe und die Eifersucht, die meine Rivalen mir bereiten würden . . .“

„Rivalen? Du wirst nur unglückliche haben, ich gebe dir mein Wort. Wisse, mein Freund, die Frauen verändern sich nur aus Koketterie oder aus Neugierde und du begreifst wohl, daß es mit der einen ebenso wie mit der andern für mich aus ist. Würde ich die Menschen nicht kennen, so wäre das Wort, das ich dir gebe, ein wenig gewagt; doch da ich sie dir opfere, weiß ich recht wohl, was ich tue. Übrigens gibt es ein gutes Mittel, dich zu beruhigen: Ich besitze ein Landgut unfern von hier, wo Unerwünschte uns nicht stören werden. Hältst du mich für fähig, dort ein Tête-à-tête mit dir auszuhalten? Wir werden abreisen, wann du willst.“

„Wenn wir uns aber zusammen einrichten, sollen wir es bekannt werden lassen?“

„Du hast zu bestimmen: Willst du mich anerkennen, so werde ich dich verkünden;

willst du es geheim halten, so werde ich verschwiegener und zurückhaltender sein als irgendeine Spröde. Da ich von niemand abhängen und dich nur um deinetwillen liebe, so fürchte ich weder noch wünsche ich, die Blicke der Öffentlichkeit auf mich zu ziehen. Zwinge dich nicht, befrage dein Herz, und wenn ich dir behage, so wartet mein Mahl. Wir werden die Götter des Vergnügens und der Freude zu Zeugen unserer Verbindung nehmen.“

Alcibiades faßte Erigonens Hand und küßte sie mit Bewegung: „Endlich,“ sprach er, „habe ich Liebe gefunden und erst heute beginnt mein Glück!“

Sie kommen bei der Kurtisane an. Was der Geschmack an Köstlichem und Ausgesuchtem erfinden kann, um alle Sinne auf einmal zu ergötzen, scheint zum Entzücken des Alcibiades hier gesammelt. In solch einem Saale empfing Venus den Adonis, als die Liebesgötter den Nektar einschenkten und die Grazien ihnen Ambrosia reichten. Erigone spricht: „Als ich den Namen

einer der Genossinnen des Bacchus annahm, schmeichelte ich mir nicht, eines Tages einen Sterblichen zu besitzen, der schöner ist als der Besieger Indiens. Was sage ich? einen Sterblichen! Bacchus, Apollo und Amor besitze ich in einem, und ich bin in diesem Augenblick die glückliche Rivalin einer Calliope und einer Psyche. So kröne ich dich denn, mein junger Gott, mit Rebenlaub, mit Lorbeer und mit Myrthen! könnte ich doch in deinen Augen alle Vorzüge vereinen, die die Unsterblichen, deren Reize du besitzt, verehrten!“ Alcibiades, trunken von Liebe und Eigenliebe, entfaltet alle seine entzückenden Gaben, die die Tugend selbst verführen würde. Er besingt seinen Triumph, er vergleicht sein Glück mit dem der Götter, und er findet sich noch weit glücklicher, so wie man ihn noch weit lebenswürdiger findet.

Nach dem Mahle ward er in einen benachbarten Raum geführt, der von Erigonens Schlafzimmer getrennt war. „Ruhen Sie, mein lieber Alcibiades,“ sagte sie, als

sie ihn verließ; „möge die Liebe mein Bild in Ihren Träumen erscheinen lassen! Wenigstens seien Sie zärtlich genug, mich es morgen glauben zu machen, und wenn ein anderer Gegenstand sich Ihrem Geiste darstellt, schonen Sie meine Empfindsamkeit und machen Sie durch eine gefällige Lüge das Unrecht gut, das Sie mir im Schlafe wider Willen angetan haben!“

„Wie,“ rief Alcibiades, „Sie beschränken mich auf die Vergnügungen der Phantasie?“

„Sie werden“, sagte sie, „niemals andere Gesetze bei mir haben als Ihre Wünsche.“ Mit diesen Worten entwich Erigone singend.

Alcibiades rief entzückt: „O Schamhaftigkeit! o Tugend! was seid Ihr, wenn in einem Herzen, wo Ihr nicht wohnt, die reine und keusche Liebe sich findet, die Liebe, wie sie vom Himmel herniederstieg, um den noch unschuldigen Menschen zu beseelen und die Natur zu verschönen!“ In diesem Sturm der Bewunderung und der Freude erhob er sich und ging, Erigonen zu überraschen. Erigone empfing ihn mit Lächeln.

Voller Lust, doch ohne Ungestüm, schien ihr Herz nur von den Begierden des Alcibiades entflammt. Und die Überraschung, welche dieser ihr bereitete, ward immer freudiger von Stunde zu Stunde.

Zwei Monate verstrichen in dieser köstlichen Verbindung, ohne daß die Kurtisane auch nur einen Augenblick lang das zärtliche Wesen verleugnet hätte, das sie angenommen hatte. Doch der Schicksalstag kam, der eine so schmeichelhafte Täuschung zerstören sollte.

Die bevorstehenden Spiele zu Ehren Neptuns beschäftigten die gesamte Jugend Athens. Erigone sprach von diesen Spielen und von dem Ruhme, dort den Preis zu erringen, mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie ihren Liebhaber zu dem Entschlusse brachte, an dem Wettbewerb teilzunehmen. Hoffend, der Sieg werde ihm beschieden sein, wollte er ihr das Vergnügen der Überraschung vorbehalten.

Am Tage, da die Spiele gefeiert werden sollten, verließ Alcibiades Erigonen, um sich

hinzubegeben. „Sieht man uns zusammen bei dem Schauspiele,“ sprach er zu ihr, „so wird man nicht unterlassen, Folgerungen zu ziehen; und wir sind übereingekommen, auch den Verdacht zu vermeiden. Gehen wir also jeder allein nach dem Zirkus! Wir werden uns nach dem Feste hier treffen, und ich lade Sie zum Abendessen ein.“

Das Volk versammelt sich; man nimmt die Plätze ein. Erigone erscheint. Sie zieht alle Blicke auf sich. Die hübschen Frauen sehen sie mit Neid, die häßlichen mit Ärger, die Greise mit Bedauern, die Jünglinge mit einmütigem Entzücken. Indes die Blicke Erigonens, die über das ungeheure Amphitheater schweifen, suchen nur den Alcibiades. Plötzlich sieht sie vor den Schranken die Rosse und den Wagen ihres Geliebten; sie wagt ihren Augen nicht zu trauen; bald jedoch schwingt sich ein Jüngling, schöner als Amor und stolzer als Gott Mars, auf diesen prächtigen Wagen. Es ist Alcibiades. Er selbst! Sein Name läuft von Mund zu Mund. Rings um sich hört sie nur die Worte: „Das ist Alci-

biades! das ist der Ruhm und die Zierde von Athen!“ Erigone erblaßt vor Freude. Er wirft ihr einen Blick zu, der die Verkündung des Sieges zu sein scheint. Die Wagen stellen sich in eine Reihe, die Schranken öffnen sich, das Zeichen wird gegeben, die Erde ertönt im Takte unter den Hufen der Renner. Eine Wolke von Staub hüllt sie ein. Erigone atmet nicht mehr. All ihre Seele ist in ihren Augen und ihre Augen folgen dem Wagen des Geliebten durch das Staubgewölk. Die Wagen trennen sich, die schnelleren gewinnen Vorsprung. Alcibiades ist unter ihnen. Erigone ruft zitternd Kastor, Pollux, Hermes, Apollo an. Schließlich sieht sie Alcibiades an der Spitze, neben ihm ist nur noch ein Mitkämpfer. Da schwebt ihre Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Die Räder der beiden Wagen scheinen auf derselben Achse zu laufen, die Pferde mit denselben Zügeln gelenkt. Alcibiades verdoppelt sein Feuer, und Erigonens Herz weitert sich; sein Rivale beschleunigt den Lauf, und Erigonens Herz krampft sich zusammen: jeder

Wechsel spiegelt sich in ihren Zügen wider. Die zwei Wagen gelangen ans Ziel, doch der Mitläufer kommt dem Alcibiades mit einem Schwunge zuvor. Tausend Stimmen lassen die Luft erdröhnen: „Pisikrates von Samos!“ — Alcibiades auf seinem Wagen kehrt niedergeschlagen zurück, den Kopf hängend und die Zügel schleifend; er meidet die Seite des Zirkus, wo Erigone beschämt ihr Gesicht mit einem Schleier bedeckt hat. Es scheint ihr, als seien alle Blicke auf sie gerichtet mit dem Vorwurf, sie liebe einen Mann, der besiegt worden ist. Inzwischen läßt sich allgemeines Murmeln um sie her vernehmen; sie will die Ursache sehen: Es ist Pisikrates, der mit seinem Wagen der Stelle zusteuert, wo sie sitzt. Ein neuer Grund der Verwirrung und des Schmerzes. Doch wie groß ist ihre Überraschung, als sie diesen Wagen zu ihren Füßen halten, den Sieger absteigen und ihr den Siegeskranz darbieten sieht! „Ihnen, Madame, verdanke ich ihn,“ sprach er, „und ich komme, Ihnen zu huldigen!“ Man ver-

gegenwärtige sich alle die Gefühle, die während dieser Ansprache Erigonens Herz bestürmten! Doch die Liebe herrschte noch darin. „Sie verdanken mir nichts“, sprach sie errötend zu Pisikrates; „meine Wünsche, verzeihen Sie meine Offenheit, meine Wünsche waren nicht für Sie.“ — „Das Verlangen aber, vor Ihren Augen zu siegen,“ erwiderte er, „hat mich den Ruhm gewinnen lassen. War ich auch nicht glücklich genug, Ihre Teilnahme an meinem Kampfe zu erwecken, so lassen Sie mich doch so glücklich sein, Ihre Teilnahme an meinem Siege zu genießen!“ Dann drang er von neuem mit rührenden Bitten in sie, sein Geschenk anzunehmen. Das ganze Volk forderte sie mit verdoppeltem Beifall dazu auf. Die Eigenliebe überwand schließlich die Liebe. Sie nahm den schicksalschweren Lorbeerkranz in Empfang, um, wie sie sagte, den Rufen und Bitten des Volkes nachzugeben. Allein, wer würde es glauben? sie nahm ihn mit heiterer Miene, und Pisikrates bestieg seinen Wagen, trunken von Liebe, Hoffnung und Ruhm.

Sobald Alcibiades von seiner ersten Bestürzung sich erholt hatte, sprach er zu sich: „Du bist allzu schwach und eitel, dich so sehr zu betrüben! worüber? daß ein Mann in der Welt sich findet, behender und glücklicher als du! Ich sehe, was dich trostlos macht: du wärest glücklich gewesen, vor Erigonens Augen zu siegen und du fürchtest, weniger geliebt zu werden, nachdem du besiegt worden bist. Laß ihr bessere Gerechtigkeit widerfahren! Erigone ist keine gewöhnliche Frau; sie wird dir für die Glut, die du hast blicken lassen, dankbar, und was den Mißerfolg betrifft, so wird sie die erste sein, die dich ob deiner Empfindlichkeit in einem so geringen Unglück erröten macht. Ich will mit Vertrauen zu ihr gehen! Ich habe vielmehr Grund, über diese Ungunst des Augenblicks zu frohlocken: es ist eine neue Prüfung für ihr Herz, und die Liebe erringt mir einen schmeichelteren Triumph, als der im Wettkampf es gewesen wäre.“ — Voll von diesem köstlichen Gedanken, begibt er sich zu

Erigone. Er findet den Wagen des Siegers vor der Tür.

Das war ein Donnerschlag für Alcibiades. Scham, Zorn, Verzweiflung bemächtigten sich seiner Seele. Er bebte und vermochte sich nicht zu fassen. Seine irrenden Schritte wandten sich wie von selbst dem Hause des Sokrates zu.

Der brave Mann, der den Spielen beige-wohnt hatte, kam ihm eilig entgegen. „Ich weiß,“ sprach er, „du kommst, dich bei mir trösten, weil du besiegt worden bist. Ich wette, du Windbeutel, ich hätte dich nicht zu sehen bekommen, wenn du gesiegt hättest. Ich bin deshalb aber nicht minder erfreut. Ich liebe es, wenn man im Unglück zu mir kommt. Eine von ihrem Glücke trunkene Seele zerstreut sich, wo sie kann; das Vertrauen einer betrübten Seele ist weit schmeichelhafter und rührender. Gestehe indes, daß deine Pferde Wunder getan haben! Wie? Sie haben nur um einen Schritt den Preis verfehlt. Du kannst dich rühmen, nach

Pisikrates von Samos die besten Renner Griechenlands zu besitzen und in Wahrheit: es ist sehr ruhmvoll für einen Mann, durch seine Pferde zu glänzen!“ Alcibiades, niedergeschlagen wie er war, verstand nicht den Scherz des Sokrates. Der Philosoph, von der Veränderung der Mienen auf die Verwirrung seines Herzens schließend, sprach zu ihm in ernsterem Tone: „Was gibt es denn? eine solche Kleinigkeit, ein Kinderspiel betrübt dich? Hättest du ein Reich verloren, ich würde die Bestürzung und Niedergeschlagenheit, in der du dich befindest, kaum verzeihen.“

„Ach, mein teurer Meister,“ rief Alcibiades, da er wieder zu sich kam, „wie unglücklich ist man, wenn man empfindsam ist! Man muß eine Seele von Marmor haben in dem Zeitalter, in dem wir leben!“

„Ich gebe zu,“ erwiderte Sokrates, „daß Empfindsamkeit bisweilen teuer zu stehen kommt; doch sie ist eine so wertvolle Gabe, daß sie nicht zu teuer bezahlt werden kann. Nun laß aber sehen, was dir widerfahren ist!“

Alcibiades erzählte seine Abenteuer mit der Spröden, dem jungen Mädchen, der Witwe, der Frau des Richters und der Kurtisane, die ihn in derselben Stunde verlassen hatte. „Worüber beklagst du dich?“ fragte Sokrates, als er ihn angehört hatte. „Es scheint mir, daß jede von den Frauen dich in ihrer Art auf das beste geliebt hat. Die Spröde zum Beispiel liebt das Vergnügen; sie fand es in dir; du beraubtest sie dessen, sie schickte dich fort; ebenso die anderen.

Es war das Glück, nichts als das Glück, was die Frauen in ihrem Liebhaber suchten. Das Glück des jungen Mädchens ist ein Gemahl, den sie in Freiheit und Ehren lieben kann; das der Witwe ein glänzender Triumph, der ihrer Schönheit lohnt; die Gattin des Richters wiederum sucht einen lebenswürdigen und verschwiegenen Mann, den ihre Tugend und ihre Philosophie ohne Lärm oder Gefahr genießen; und die Kurtisane einen vielbewunderten, vielgeliebten, überall erwünschten Kavalier, den sie allein besitzt, indes alle Schönheiten Griechenlands

um den Ruhm, ihn zu fesseln, vergebens streiten.“

„Du räumst also ein,“ sagte Alcibiades, „daß keine von ihnen mich um meinetwillen geliebt hat?“

„Um deinetwillen!“ rief der Philosoph; „ach, mein liebes Kind! wer hat dir diesen lächerlichen Anspruch in den Kopf gesetzt? Niemand liebt, außer um seiner selbst willen. Die Freundschaft sogar, dieses so reine Gefühl, gründet ihre Wahl nur auf das persönliche Interesse; und wenn du forderst, daß sie uninteressiert sei, so kannst du damit beginnen, auf die meine zu verzichten. Es macht mich staunen,“ fuhr er fort, „wie töricht die Eigenliebe selbst bei denen ist, die am meisten Geist besitzen. Ich möchte gerne wissen, was dieses Ich ist, das man deinem Willen gemäß in dir lieben soll. Die Geburt, das Glück und der Ruhm, Jugend, Begabung und Schönheit sind lauter Zufälligkeiten. Nichts davon bist du, und all dies macht dich liebenswert. Das Ich, das diese Vorzüge vereinigt, ist nichts anderes als

der Grund der Tapete; die Stickerei erst macht ihren Wert. Indem man alle diese deine Gaben liebt, verschmelzen sie mit dir selbst. Verliere deine Zeit nicht bei den Unterschieden, die man besser nicht macht, und nimm das Resultat dieser Verschmelzung an, wie man es dir bietet! Es ist eine Münze, deren Haltbarkeit die Legierung bestimmt und die ihren Wert im Schmelztiegel verliert. Übrigens verhält es sich mit der Liebe und der Freundschaft wie mit allen Bewegungen der Seele: es ist niemals ihr Glück, was die Seele sucht; wenn aber die deine das Glück sucht, mußst du sehr zufrieden sein. Ja, mein Kind, jeder macht alles nur für sich; und wenn du dich jemals für das Vaterland opferst, was leicht geschehen kann, so tust du das zu deinem Vergnügen. Fordere doch nicht, daß die Liebe edler sei als der Heldenmut, und billige es, daß eine Frau nur das für dich tut, was ihr gefällt. Mich freut es, daß deine Empfindsamkeit dich von der Spröden und von der Witwe getrennt hat; ebenso, daß Rhodopens Ent-

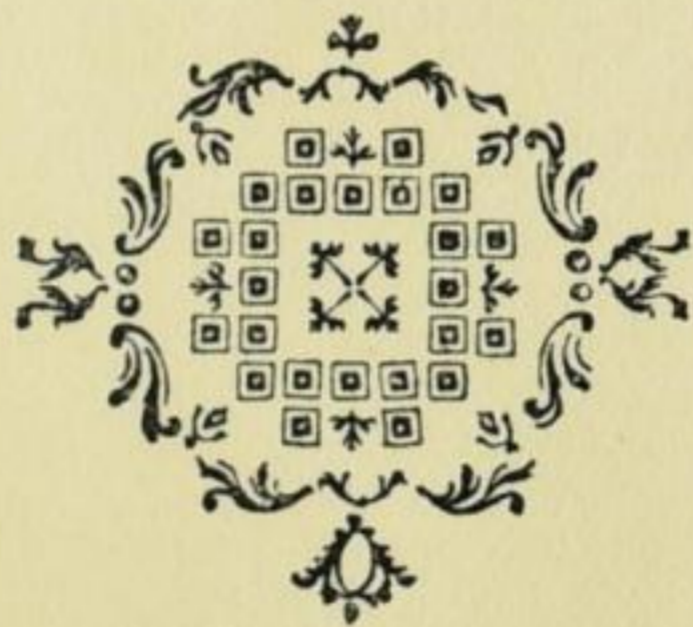
schlossenheit und Erigonens Eitelkeit dir die Freiheit wiedergegeben haben. Allein ich bedaure Glyceren und ich rate dir, zu ihr zurückzukehren.“

„Du spottest,“ rief Alcibiades, „sie ist ein Kind, das geheiratet sein will!“

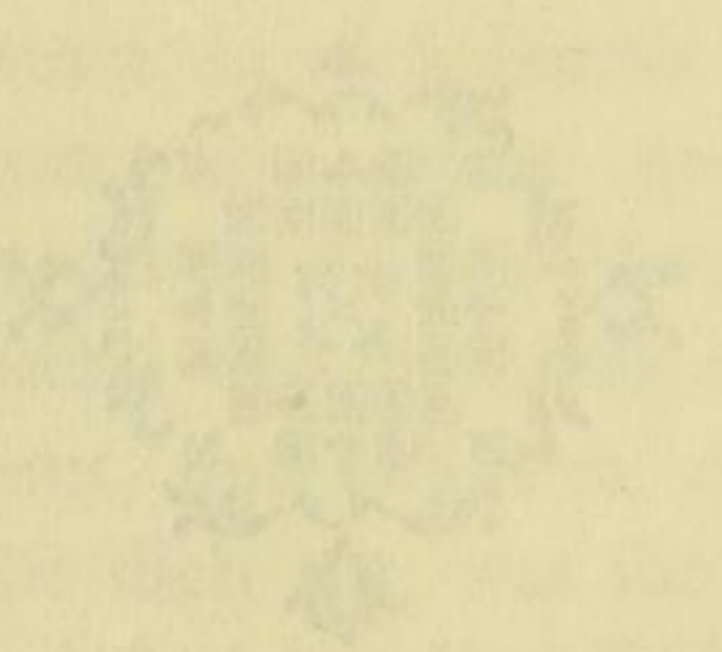
„Gut! Du wirst sie heiraten.“

„Habe ich recht gehört? Sokrates rät mir zur Heirat?“

„Warum nicht? Wenn deine Frau brav und vernünftig ist, so wirst du ein glücklicher Mann sein; ist sie böse oder kokett, so wirst du zum Philosophen: du kannst nicht anders als dabei gewinnen.“



schonheit und ihre eigene Schönheit die
die schönheit wiederzugeben haben. Allein
ich habe die Götter und die Götter zu
ihre Schönheit, die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
einmal die Schönheit der Schönheit
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der



„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der
„Die Schönheit“ ist die Schönheit der



H. Gravelot Inv.

DeLongueil Sculp

SOLIMAN II.

S O L I M A N II.

Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die würdigen Geschichtsschreiber sich den Kopf zerbrechen, um große Ursachen zu großen Begebenheiten zu finden. Sullas Kammerdiener würde wohl weidlich gelacht haben, hätte er die Politiker über die Abdankung seines Herrn streiten hören; und es scheint nicht unwahrscheinlich, daß Alexanders Feldzug nach Indien denselben Gefühlen entsprossen sei, die in den Herzen minder mächtig geborener Jünglinge allerlei Nichtigkeiten — wie das Entführen von Frauen oder sinnlose Raufhändel — anzustiften pflegen. Doch nicht Alexander ist es, von dem ich sprechen will.

Soliman II. heiratete, den Gesetzen des Sultanats zum Trotz, seine Sklavin. Man stellt sich diese Sklavin als vollkommene Schönheit, als eine Frau von erhabener Seele, seltenen Gaben und von tiefgründiger Klugheit vor. Nichts von alledem; wie es geschah, will ich erzählen.

Soliman langweilte sich inmitten seiner Herrlichkeit. Die wechselnden, doch oberflächlichen Vergnügungen des Serails waren ihm widerwärtig geworden. „Ich bin es müde,“ sprach er eines Tages, „hier lauter liebkosende Maschinen zu sehen. Diese Sklavinnen erregen mein Mitleid. Ihre weiche Gelehrsamkeit hat nichts Reizendes, nichts Schmeichelhaftes. Süß muß es sein, Herzen, die am Busen der Freiheit genährt sind, die Sklaverei lieben zu machen!“

Die Phantasien eines Sultans sind Gesetze für seine Minister. Man versprach beträchtliche Summen denen, die europäische Sklavinnen dem Serail zuführten. Es kamen drei in kurzer Zeit, die, gleich den drei Grazien, alle Reize der Schönheit unter sich verteilt zu haben schienen.

Edle und bescheidene Züge, zärtliche und schmachtende Augen, ein harmloser Sinn und eine empfindsame Seele zeichneten die rührende Elmire aus. Der Eintritt in den Serail, das Bild der Knechtschaft, ließ sie in tödlichem Schreck erstarren: Soliman

findet sie ohnmächtig in den Armen der Frauen. Er nähert sich ihr; er ruft sie ins Leben zurück; er redet ihr gütig zu. Sie erhebt zwei große blaue Augen, feucht von Tränen, zu ihm; er reicht ihr seine Hand, er stützt sie; sie folgt ihm mit wankenden Schritten. Die Sklaven ziehen sich zurück; und sobald er allein mit ihr ist, spricht er: „Nicht Schrecken, schöne Elmire, will ich Ihnen einflößen. Vergessen Sie, daß Sie einen Herrn haben; sehen Sie in mir nur den Liebhaber!“

„Der Name eines Liebhabers ist mir nicht minder bekannt als der des Herrn“, seufzte sie, „und der eine wie der andere macht mich zittern. Man sagte mir, und ich bebe noch jetzt, daß ich zu Ihrem Vergnügen bestimmt sei. Welches Vergnügen kann es bereiten, Schwachheit und Unschuld zu tyrannisieren? Glauben Sie mir, ich bin nicht fähig zu den Gefälligkeiten der Sklaverei; und das einzige Vergnügen, das mit mir zu kosten möglich sein wird, ist das, großmütig zu sein. Geben Sie mich meinen Eltern, meinem Vaterlande wieder!“

Diese Rede einer Sklavin war neu für Soliman: seine große Seele ward gerührt. „Nein, mein liebes Kind“, sprach er, „ich will nichts der Gewalt zu danken haben. Sie entzücken mich; allein ich ziehe die Qual, Sie nie zu sehen, der Qual, Sie unglücklich zu sehen, vor. Bevor ich Ihnen aber die Freiheit wiedergebe, erlauben Sie mir wenigstens zu versuchen, ob es mir nicht möglich sei, diese Furcht, die der Name einer Sklavin Ihnen erregt, zu zerstreuen. Ich bitte Sie nur um einen Probemonat; wenn dann meine Liebe Sie nicht zu rühren vermag, so werde ich mich für Ihre Undankbarkeit rächen, nur indem ich Sie der Unbeständigkeit und der Treulosigkeit der Menschen ausliefere.“

„Ach, Herr,“ rief Elmire mit freudiger Bewegung, „wie ungerecht sind die Vorurteile meiner Heimat und wie wenig bekannt sind Eure Tugenden! Seien Sie so, wie ich Sie sehe, und ich höre auf, diesen Tag zu den unglücklichen zu zählen!“

Der Probemonat verging unter zarten Aufmerksamkeiten von seiten des Sultans;

und von Elmirens Seite in Freundlichkeit und Sympathie. Ihr Zutrauen zu ihm wuchs jeden Tag, ohne daß sie selbst es merkte. Anfangs wurde ihm nur erlaubt, sie nach der Toilette und bis zum Deshabillé zu sehen; bald wurde er zum Deshabillé und zu der Toilette zugelassen. Elmire merkte nicht die kleinen Nachlässigkeiten, die ihrer Züchtigkeit entschlüpften. Ein verschobener Frisiermantel, ein unvorsichtig angelegtes Strumpfband und dergleichen bereitete dem Sultan Freuden, von denen etwas merken zu lassen er sich hütete. Er wußte — und für einen Sultan ist es viel, das zu wissen —, daß es unklug wäre, die Schamhaftigkeit auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie sich aussetzt. Indes, je mehr Reize er an Elmire erblickte, um so empfindlicher fühlte er die Furcht vor dem kommenden Tage wachsen, der sie ihm entreißen sollte.

Der Tag kommt. Soliman begibt sich zu Elmire. „Ich versprach“, sagt er, „am morgigen Tage Ihnen die Freiheit wiederzugeben. Ich komme, mein Wort ein-

zulösen und Ihnen für immer Lebewohl zu sagen.“

„Wie,“ ruft Elmire erzitternd, „schon morgen ist es so weit! Ich hatte es vergessen.“

„Ja, morgen,“ erwidert der Sultan, „morgen werde ich der Verzweiflung überliefert sein.“ Die Blicke zu Elmire erhebend, begegnet er den ihren voller Tränen. „Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl, Soliman!“ Sie sagten sich so oft und so zärtlich Lebewohl, daß sie schlossen, indem sie gelobten, sich niemals zu trennen.

Die Wege des Glücks, die er mit seinen asiatischen Sklavinnen bisher immer nur durchrast hatte, waren ihm mit Elmire so köstlich erschienen, daß er einen unaussprechlichen Reiz darin gefunden hatte, sie Schritt für Schritt zu durchwandeln. Doch am Glücke selbst angelangt, besaßen seine Freuden von da ab den Fehler, daß er sie schon genossen hatte; sie wurden zu leicht und bald ernüchterten sie ihn.

Delia hieß die zweite Sklavin aus dem Abendlande. Ihre Haare übertrafen das Ebenholz an leuchtender Schwärze, die Haut war weißer als Elfenbein. Doch alle Tugenden ihres Körpers schienen gering, verglichen mit ihrer Stimme. In einer müßigen Stunde ließ Soliman sie singen. Ihr Lied pries die Liebe, und indes sie von den melodischen Seufzern der Züchtigkeit zu den brausenden Klängen überging, welche die Harmonie der Wollust ausdrücken, erweckten ihre Augen ebenso wie ihre Stimme eine neue Glut im Herzen des Sultans. Als das Lied verklungen war, ging er daran, etliche der Bilder, die sie so lebhaft dargestellt hatte, mit ihr zu verwirklichen. Allein selbst die Musik, verbunden mit der Schönheit des Körpers, vermochte Soliman nicht auf die Dauer zu fesseln, und da der Sultan schon mehr Länder erobert hatte, als ihm lieb war und er sich also der Hoffnung auf neuen Kriegsruhm beraubt sah, begannen Lücken in seine Tage zu treten. Überdruß und Langeweile hätten die Kraft seiner großen

Seele vielleicht überwältigt, wäre nicht der oberste Verwalter des Serails eines Tages seinem Herrn zu Füßen gefallen, um ihm sein Leid zu klagen: Es sei nicht mehr möglich, die ungezogene Lebhaftigkeit der dritten seiner europäischen Sklavinnen zu zähmen; sie spotte aller Verbote und Drohungen und antworte ihm nur durch bitteren Hohn und maßloses Gelächter. Soliman, der ein zu großer Mann war, als daß er die Polizei seiner Vergnügungen zu einem Staatsgeschäft hätte machen wollen, war neugierig, die junge Närrin zu sehen. Er begab sich zu ihr, gefolgt von dem Eunuchen. Sowie die Sklavin Soliman erblickte, rief sie: „Dem Himmel sei Dank! endlich ein menschliches Gesicht! Sie sind zweifellos der erhabene Sultan, dessen Sklavin zu sein ich die Ehre habe. Tun Sie's mir zu Gefallen und jagen Sie diesen alten Schlingel fort, der mir den Ausblick verstellt!“ Der Sultan hatte Mühe, sein Lachen über diesen Anfang zu verbeißen. „Roxelane,“ sprach er (so nannte man sie), „respektieren Sie den Vollstrecker meines

Willens! Die Sitten des Serails sind Ihnen noch nicht bekannt; Sie müssen lernen, sich zu mäßigen und zu gehorchen!“

„Eine höfliche Begrüßung!“, ruft Roxelane: „Gehorchen! Ist das die türkische Courtoisie? Sie scheinen mir ja viel geliebt zu werden, daß Sie so mit den Frauen umgehen! ,Respektieren Sie den Vollstrecker meines Willens!‘ Sie haben also einen Willen? und was für einen Willen, gerechter Himmel, wenn er seinem Vollstrecker ähnelt! Ein altes zweideutiges Untier, das uns eingesperrt hält wie in einem Stall und das mit fürchterlichen Augen umherstrolcht, immer bereit, uns zu verschlingen! Das ist der Vertraute Ihrer Freuden und der Wächter unserer Tugend? Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenn Sie ihm zahlen, um sich verhaßt zu machen, so stiehlt er seinen Lohn nicht. Wir können keinen Schritt tun, ohne daß er keift. Er verbietet uns sogar das Spazierengehen und wechselseitige Besuche. Bald wird er uns die Luft abwägen und das Licht zu-

messen. Sie hätten ihn gestern abend sehen sollen, wie er tobte, weil er mich in diesem einsamen Garten antraf! Befehlen Sie ihm, uns den Eintritt zu verbieten? fürchten Sie, es könnte Männer regnen? und wenn einmal welche vom Himmel fielen, welch ein Unglück! Wahrhaftig, der Himmel könnte uns ein solches Wunder schuldig sein!“

Während Roxelane also sprach, betrachtete der Sultan mit Überraschung das Feuer ihrer Blicke und das Spiel ihrer Mienen. „Bei Mahmed,“ sprach er zu sich, „das hübscheste Gesichtchen in ganz Asien! Nur in Europa gibt es dergleichen“. In Roxelanens Zügen war nichts Schönes, nichts Regelmäßiges; doch das Zusammenspiel hatte jene reizende Besonderheit, die mehr einnimmt als Schönheit. Ein sprechender Blick, ein frischer Rosenmund, ein feines Lächeln, ein Stumpfnäschen, eine bewegliche, wohlgebaute Taille, all das gab ihrer Unbesonnenheit einen Reiz, der die Würde des Sultans aus der Fassung brachte. Doch in solchen Situationen haben die Großen das Mittel

zu schweigen, und Soliman, nicht wissend, was er erwidern sollte, hielt es für ratsam, sich zurückzuziehen und seine Verwirrung unter einer majestätischen Miene zu verbergen.

Der Eunuch fragte ihn, was er mit dieser frechen Sklavin zu tun befehle. „Sie ist ein Kind; man muß ihr etwas zugute halten.“

Das Benehmen, die Stimme, das Gesicht, der Charakter Roxelanens hatten in Solimans Seele eine Unruhe und eine Bewegung geweckt, die der Schlaf nicht zerstreuen konnte. Als er erwachte, ließ er den Obersten der Eunuchen zu sich kommen. „Es scheint mir,“ sprach er zu ihm, „daß du bei Roxelane recht schlecht angeschrieben bist. Um Frieden zu schließen, verkünde ihr, daß ich den Tee bei ihr nehmen werde“. Bei der Ankunft des Verwalters bemühten sich die Frauen Roxelanens, sie zu wecken. „Was will dieser Affe von mir?“ schrie sie, sich die Augen reibend. „Ich komme vom Kaiser,“ antwortete der Eunuch, „um den Staub

Eurer Füße zu küssen und Euch zu verkünden, daß er mit dem Entzücken seiner Seele Tee trinken wird.“ — „Geh hin, wo der Pfeffer wächst mit deinem Geschwätz! Meine Füße haben keinen Staub und so früh trinke ich keinen Tee.“

Der Eunuch ging ohne Widerrede und stattete Bericht ab über seine Sendung. „Sie hat Recht“, sprach der Sultan. „Warum hat man sie geweckt? Du machst alles verkehrt.“ Sobald es Tag für Roxelane war, begab er sich zu ihr. „Sie zürnen mir,“ sprach er, „man hat Ihren Schlaf gestört und ich bin die unschuldige Ursache. Wir wollen Frieden schließen. Handeln Sie wie ich: Sie sehen, daß ich alles vergesse, was Sie mir gestern sagten.“

„Sie vergaßen es? Um so schlimmer: Ich habe Ihnen nützliche Dinge gesagt. Meine Offenheit mißfällt Ihnen, ich sehe wohl; doch Sie werden sich daran gewöhnen. Sind Sie nicht glücklich, eine Freundin in der Sklavin zu finden? Ja, eine Freundin, die Anteil an Ihnen nimmt und die Sie lieben

lehren will. Warum sind Sie niemals in meiner Heimat gewesen! Dort kennt man die Liebe, dort ist sie lebendig und zärtlich — und warum? Weil sie frei ist. Das Gefühl muß man erwecken, es läßt sich nicht befehlen. Unsere Ehen gleichen nicht entfernt der Knechtschaft; und doch ist es ein Wunder, wenn ein Gatte geliebt wird. Macht es aber solche Mühe, einen Gemahl, um wievielschwerer ist es, seinen Herrn zu lieben; zumal wenn er nicht bestrebt ist, die Fessel, die er uns anlegt, zu verbergen!“

„Wohl,“ erwiderte der Sultan, „ich will nichts unterlassen, Ihre Knechtschaft zu versüßen, doch auch Sie von Ihrer Seite müssen . . .“

„Ich muß: und immer das Müssen! Gewöhnen Sie sich doch endlich diese demütigenden Worte ab. Sie sind nicht am Platze im Munde eines galanten Mannes, der die Ehre hat, zu einer hübschen Frau zu sprechen.“

„Aber Roxelane, vergessen Sie, wer ich bin und wer Sie sind?“

„Wer Sie sind und wer ich bin? Sie sind mächtig und ich bin hübsch: wir sind, glaube ich, einander gleich.“

„So könnte es in Ihrer Heimat sein,“ versetzte der Sultan mit Würde, „hier aber, Roxelane, bin ich der Herr und Sie sind die Sklavin.“

„Ja, ich weiß, daß Sie mich gekauft haben; doch der Pirat, der mich Ihnen verschacherte, konnte Ihnen keine anderen Rechte über mich geben als er selbst besaß; die Rechte des Raubes und der Gewalt, mit einem Wort: die Rechte eines Räubers. Sie aber sind ein zu ehrenhafter Mensch, um sie zu mißbrauchen. Kurz, Sie sind mein Herr, weil mein Leben in Ihrer Hand ist; doch ich bin Ihre Sklavin nicht mehr, sobald ich das Leben zu verachten weiß; um aber frei zu reden: Das Leben, das man hier führt, verdient kaum, geführt zu werden!“

„Welch traurige Gedanken!“ rief der Sultan. „Halten Sie mich für einen Barbaren? Nein, meine teure Roxelane, ich will meine Macht nur gebrauchen, um Ihnen und mir dieses Leben köstlich zu gestalten“.

„Beim Himmel, das beginnt schlecht,“ sagte Roxelane, „diese Wächter zum Beispiel, so schwarz, so ekelhaft, so häßlich, sind das die Scherze und Spiele, die hier die Liebe begleiten?“

„Diese Wächter sind nicht für Sie allein da. Ich habe fünfhundert Frauen, über die zu wachen unsere Sitten und Gesetze mich verpflichten“.

„Und wozu fünfhundert Frauen?“ fragte sie in vertraulichem Tone.

„Es ist eine Art Prunk, den mir die Würde eines Sultans auferlegt“.

„Aber was tun Sie mit fünfhundert Frauen, wenn ich fragen darf? Sie verleihen Sie ja nicht“.

„Die Unbeständigkeit“, erwiderte der Sultan, „hat diesen Brauch eingeführt. Ein Herz, das nicht liebt, bedarf der Veränderung. Nur dem Liebenden steht es an, treu zu sein, und ich bin es erst, seit ich Sie liebe. Lassen Sie die Zahl der Frauen sich nicht verdrießen; sie werden nur dazu dienen, Ihren Triumph zu verschönen. Sie werden

sie alle beflissen sehen, Ihnen zu gefallen, und ich werde mich nur Ihnen allein widmen.“

„In der Tat,“ rief Roxelane mit teilnehmender Miene, „Sie verdienen ein besseres Los! Es ist schade, daß Sie nicht ein einfacher Privatmann in meiner Heimat sind; ich hätte einiges für Sie übrig. Denn im Grunde sind nicht Sie es, was ich hasse, es ist das, was Sie umgibt. Sie sind viel besser als es sich für einen Türken ziemt: Sie haben etwas von einem Franzosen, und ich habe welche geliebt, die, ohne Schmeichelei, weniger wert waren, geliebt zu werden, als Sie!“

„Sie haben geliebt!“ rief Soliman bestürzt.

„O nein; ich habe mich gehütet! Sie fordern vielleicht gar, daß man ein ganzes Leben lang tugendhaft gewesen sei, um bei Ihnen aufzuhören, es zu sein. Wahrhaftig, diese Türken sind drollige Menschen!“

„Und Sie sind nicht tugendhaft gewesen! Himmel, was höre ich? Ich bin betrogen,

ich bin verzweifelt. Ah! Sie sollen es büßen, die Verräter, die mich haben hintergehen wollen!“

„Verzeihen Sie ihnen,“ sagte Roxelane, „die braven Leute tragen keine Schuld. Die Schlauesten werden darin betrogen. Schließlich ist das Übel nicht groß. Warum aber geben Sie mir nicht die Freiheit wieder, wenn Sie mich der Ehre der Sklaverei nicht für würdig halten?“

„Ja ja, ich werde Sie Ihnen wiedergeben, die Freiheit, die Sie so gut nützten“. Mit diesen Worten entfernte sich der Sultan wütend, und er sprach zu sich: „Ich habe es geahnt, daß diese kleine Stumpfnase eine Dummheit begangen hat!“

Man kann sich die Verwirrung nicht vorstellen, in die Roxelanens unbesonnenes Geständnis ihn geworfen hatte. Bald wollte er sie wegzagen, bald einsperren, dann wieder sie vor seine Füße schleppen lassen. Der große Soliman wußte nicht mehr, was er sprach. „Herr,“ redete ihm der Eunuch zu, „dürfen Sie einer Kleinigkeit wegen verzweifeln?“

Eine mehr, eine weniger; ist das ein so seltenes Ding? Schließlich, wer weiß, ob das Geständnis, das sie Ihnen machte, nicht eine List war, um zurückgeschickt zu werden?“ — „Was sagst du? Wie! Wäre es möglich? Ja, das ist es! Er öffnet mir die Augen. Man gibt solche Wahrheiten nie zu. Das ist eine Finte, das ist ein Kniff. Ah, die Elende! Jetzt wollen wir uns verstellen: ich werde sie in die Enge treiben. Höre! geh und sage ihr, ich bitte sie für heute zum Souper . . . Doch nein, rufe die Sängerin! es ist besser, sie zu ihr zu senden.“

Delia erhielt den Auftrag, all ihre Kunst aufzubieten, um Roxelanens Vertrauen zu gewinnen. Sobald diese aber Delien gehört hatte, sprach sie zu ihr: „Wie? jung und schön, wie Sie sind, benutzt er Sie zu seinen Botschaften und Sie sind schwach genug, ihm zu gehorchen! Gehen Sie, Sie sind nicht wert, meine Landsmännin zu sein! Ich sehe wohl, man verdirbt ihn, und ich allein muß es unternehmen, diesen Heiden leben zu lehren. Ich werde ihm melden lassen, daß

ich Sie zum Mahle zurückbehalte; ich will, daß er seine Ungezogenheit wieder gutmache.“

„Aber Madame, er wird es schlecht aufnehmen.“

„Er? Ich möchte gerne sehen, daß er schlecht finde, was ich gut finde!“

„Doch er hat mir bedeutet, er wünsche Sie unter vier Augen zu sprechen.“

„Unter vier Augen? Oh, so weit sind wir noch nicht; und es wird wohl noch gute Weile haben, bevor wir uns etwas Besonderes zu sagen haben.“

Der Sultan war ebenso überrascht wie zornig, als er vernahm, daß eine dritte Person anwesend sein sollte. Indes begab er sich beizeiten zu Roxelane. Als sie ihn kommen sah, lief sie ihm mit so unbefangener Miene entgegen, als stünden sie auf das Beste miteinander. „Ah,“ rief sie, „ein artiger Herr, der mit uns speisen will! Sie sind doch einverstanden, Madame? Gestehen Sie, Soliman, daß ich eine gute Freundin bin! Kommen Sie doch näher, begrüßen Sie diese

Dame! So, das ist recht. Jetzt bedanken Sie sich bei mir! — Sachte! — Ich liebe es nicht, wenn man allzuviel Wert auf die Dankbarkeit legt. — Wundervoll! — Ich versichere Sie, Ihre Gelehrsamkeit macht mich staunen. Nur zwei Lektionen noch, und Sie haben schon den Grad des französischen Kleinstädters erreicht. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eines Tages einen Pariser aus Ihnen zu machen.“

Man stelle sich die Verblüffung eines Sultans vor, eines Sultans, der Sieger über ganz Asien ist und sich von einer achtzehnjährigen Sklavin wie ein Schüler behandelt sieht. Während des Soupers war sie von unglaublicher Lustigkeit und Schelmerei, der Sultan außer sich vor Freude. Er befragte sie über die Sitten Frankreichs. Ein Bild folgte dem anderen. Unsere Vorurteile, unsere Lächerlichkeiten, unsere Verkehrtheiten, alles wurde vorgenommen, alles verspottet. Soliman glaubte, in Paris zu sein. „Was das für ein Köpfchen ist!“ rief er aus. Von Frankreich kam Roxelane auf Deutsch-

land, wohin sie einmal in ihrem Leben — Gott weiß wie! — geraten war. Dieses Land, erzählte sie, sei das komischeste von der Welt. Die Tage der Menschen seien erfüllt mit der Bemühung, würdig zu sein; der Liebe pflegten sie nur mit Widerstreben und weil sie das einzige Mittel sei, Kinder zu bekommen. Der Raum dröhnte von Solimans Gelächter, die Eunuchen liefen an der Tür zusammen und flüsterten besorgt: „Er übernimmt sich!“ Von Deutschland führte der Weg ihrer Scherze nach Asien. Da war es noch ärger: Der Dünkel der Männer, die Dummheit der Frauen, die Langeweile ihrer Gesellschaft, die falsche Würde ihrer Liebeshändel; nichts war ihr entgangen, obzwar sie alles nur im Vorbeigehn gesehen hatte. Auch an das Serail kam die Reihe, und Roxelane beglückwünschte den Sultan, weil er als erster erfunden habe, wie man sich der Tugend der Frauen versichere: durch die restlose Bedeutungslosigkeit der Schwarzen. Sie wollte sich weiter auslassen über den Ruhm, den dieser Fortschritt unter seiner Herrschaft

ihm in der Geschichte eintragen werde; doch bat er sie, ihn zu schonen. „Ich sehe aber,“ rief sie unvermutet, „daß ich Augenblicke für mich in Anspruch nehme, die Delia viel besser ausfüllen würde. Fallen Sie ihr zu Füßen und bitten Sie sie um einige der Arien, die sie, wie man behauptet, mit soviel Geschmack und Seele singt!“ Delia ließ sich nicht lange bitten — Roxelane schien bezaubert; leise bat sie Soliman um ein Schnupftuch; er gab ihr eines, ohne etwas Schlimmes zu denken. „Madame,“ spricht sie zu Delia und reicht es ihr, „hier das Schnupftuch des Sultans; Sie haben es wohl verdient.“ — „Ja, ohne Zweifel“, sagt der Sultan voller Ärger; er reicht der Sängerin seine Hand und geht mit ihr davon.

Als sie allein waren, brach für Soliman die schwächste Stunde an, welche die Chronisten im Leben dieses Großen verzeichnet hätten, begnügten sie sich nicht bescheiden mit der Überlieferung nur jener Stunden, da ihre Helden zufällig gerade im Blute der

Feinde waten, ihr Volk beglücken oder edle Worte sprechen. Soliman zupfte niedergeschlagen an seinem Barte und sprach zu Delia: „Ich gestehe, daß dieser Wildfang mich aus der Fassung bringt. Sie sehen, in welchem Tone sie zu mir spricht; ich habe nicht den Mut, ihr zu verbieten. Mit einem Wort: ich bin vernarrt in sie und ich weiß nicht, was tun, um sie zu zähmen.“ — „Herr,“ sprach Delia, „ich glaube, ihren Charakter entdeckt zu haben. Autorität vermag nichts; es bleibt nur die Wahl zwischen äußerster Kälte und äußerster Zärtlichkeit. Die Kälte kann sie verletzen; auch fürchte ich, daß dazu nicht mehr die Zeit sei. Sie weiß, daß Sie sie lieben; sie wird sich heimlich der Überwindung freuen, die ihre Diplomatie Sie kostet, und Sie werden früher nachgeben als Roxelane. Dieses Mittel ist mühselig und riskant, und wenn Ihnen auch nur ein Augenblick der Schwachheit widerfährt, werden Sie von vorne anfangen müssen.“ — „Gut also,“ beschloß der Sultan, „versuchen wir es mit der Zärtlichkeit!“

Von da ab gab es jeden Tag im Serail ein neues Fest zu Ehren Roxelanens; doch sie nahm alles an wie eine Huldigung, die man ihr schulde, ohne besonderen Anteil, ohne Vergnügen zu zeigen, mit ruhiger Freundlichkeit. Der Sultan fragte sie bisweilen: „Wie fanden Sie die Spiele, das Konzert, das Theater?“

„Ganz nett“, erwiderte sie leichthin; „doch es fehlte etwas daran!“

„Und was?“

„Männer und die Freiheit.“

Soliman verzweifelte beinahe; er nahm seine Zuflucht zu Delia. „Beim Himmel,“ sagte die Sängerin, „ich weiß nichts mehr, was sie rühren könnte, höchstens noch, wenn der Ehrgeiz sich ins Spiel mengte. Sie empfangen morgen die Gesandten Ihrer Verbündeten; könnte ich nicht Roxelanen hinführen, so daß sie hinter einem Vorhang, der uns den Augen des Hofes verbirgt, der Feier zusähe?“ — „Und glauben Sie,“ fragte der Sultan, „daß es Eindruck auf sie machen werde?“ — „Ich hoffe es:

Die Frauen unserer Heimat lieben den Glanz.“

Nach Schluß der Feier, die er mit möglichst großem Pomp hatte vollziehen lassen, begab er sich zu Roxelane. Doch sie empfing ihn anders als er gehofft hatte. „Gehen Sie, gehen Sie mir aus den Augen und lassen Sie sich nicht wieder blicken!“ Der Sultan blieb reglos und stumm vor Erstaunen. „So also,“ fuhr sie fort, „nur so können Sie lieben! Der Glanz und die Größe, die zwei einzigen Güter, würdig, die Seele zu rühren, sind für Sie allein; die Schande und das Vergessen, die demütigendsten unter allen Übeln, sind mein Teil. Und Sie wollen von mir geliebt sein? Ich hasse Sie mehr als den Tod!“ Der Sultan wollte diesen Vorwurf zum Scherze wenden. „Nichts ist ernster“, versetzte sie. „Hätte mein Liebhaber nur eine Hütte, ich würde diese Hütte mit ihm teilen und wäre zufrieden; er hat aber einen Thron, ich will seinen Thron teilen, oder er ist mein Liebhaber nicht mehr. Wenn Sie mich nicht für würdig erachten, die lausigen Tür-

ken zu regieren, schicken Sie mich nach meiner Heimat zurück, wo alle hübschen Frauen Herrscherinnen sind und um vieles unumschränkter herrschen als ich hier herrschen könnte; denn sie herrschen über Herzen.“

„Die Herrschaft über meines genügt Ihnen also nicht?“ fragte sie der Sultan mit der zärtlichsten Miene der Welt.

„Nein, ich will kein Herz, das Freuden hat, die ich nicht habe. Sprechen Sie mir nicht mehr von Ihren Festen! lauter Kinderspiele. Ich brauche Gesandte! Der Thron ist Ihr Bestes. Wollen Sie in mein Bestes Einlaß finden, — der Weg führt über den Thron.“

„Aber Roxelane, Sie sind entweder toll oder Sie träumen!“

„Was finden Sie denn so toll an meinem Verlangen, mit Ihnen zu regieren? Sieht man aus, als würde man einen Thron verunzieren? Und glauben Sie, man hätte weniger Adel und Würde als Sie, um die Untertanen und Verbündeten seines Schutzes zu versichern? Um was es schwieriger

war, die Liaison mit dem Marquis von C. so zu führen, daß der Graf L. nichts merkte und die Freundschaft mit dem Grafen so, daß sie dem Marquis verborgen blieb! Wer sich auf Pariser Liebesintriguen versteht, mein Herr, der kann Ihre Heiden mit dem kleinen Finger regieren und Ihre Gesandten mit Würde empfangen, auch wenn er, anstatt goldbehangen auf dem Throne zu sitzen, nackt im Bette liegt.“

„Ich glaube,“ sagte der Sultan, „daß Sie dies alles mit Anmut täten; doch nicht von mir hängt es ab, daß Ihr Ehrgeiz befriedigt werde und ich bitte Sie, daran nicht mehr zu denken!“

„Nicht mehr daran denken? Ah! Ich sage Ihnen, daß ich an nichts anderes denken und von nichts anderem träumen werde als von Szepter, Krone und Ambassaden!“

Sie hielt Wort. Am nächsten Morgen hatte sie schon den Entwurf zu ihrem Diadem gemacht; sie war nur noch unentschlossen über die Farbe des Strumpfbandes, das zu dem Schmuck paßte. Sie ließ sich kostbare

Stoffe für ihre Festgewänder kommen und sobald der Sultan erschien, fragte sie ihn um seine Ansicht über die Auswahl. Er machte alle Anstrengungen, sie von dieser Idee abzubringen; doch der Widerspruch stürzte sie in eine tödliche Trauer und um sie ihr zu entreißen, sah er sich genötigt, ihrer Einbildung zu schmeicheln. Sogleich war die sprühende Fröhlichkeit wieder da. Er benutzte diese Augenblicke, um ihr von Liebe zu reden; doch ohne ihn anzuhören, sprach sie von Staatsaffairen. Alle ihre Antworten auf die Huldigung der Gesandten zu ihrer Thronbesteigung waren schon vorbereitet. Ja, sie hatte Regierungspläne für die Reiche des Sultans entworfen. Sie wollte, daß man Weingärten anlege und Opersäle baue; daß man die Eunuchen ausrode, weil sie zu nichts gut seien; daß man die Eifersüchtigen einsperre, weil sie die Gesellschaft beunruhigen; und daß man alle eigennützigten Männer verbanne, weil sie eher oder später doch zu Schelmen würden. Der Sultan unterhielt sich einige Zeit mit den Narreteien; indes,

er war in die heißeste Liebe verstrickt und ohne jedwede Hoffnung, glücklich zu werden. Bei dem geringsten Verdacht, man wolle Gewalt anwenden, ward sie rasend und wollte sich den Tod geben.

In seinen einsamen Stunden aber fand Soliman den Ehrgeiz Roxelanens gar nicht so toll. „Denn schließlich,“ sprach er bei sich, „ist es nicht grausam, des Glückes beraubt zu sein, die Frau, die man achtet und liebt, an seinem Lose teilnehmen zu lassen? Alle meine Untertanen können eine rechtmäßige Gattin besitzen; ein unsinniges Gesetz will mir allein die Ehe versagen.“ So sprach die Liebe, doch die Staatskunst hieß sie schweigen. Er entschloß sich, die Gründe, die ihn hinderten, Roxelane anzuvertrauen.

„Es wäre mein eigenes Glück,“ sagte er, „dem Ihnen nichts abgehen zu lassen; doch unsere Sitten . . .“

„Larifari!“

„Unsere Gesetze . . .“

„Faule Ausreden!“

„Die Priester . . .“

„Was haben die sich dreinzumischen? Lassen Sie einen Jesuiten kommen, der beweist Ihnen aus der Bibel, daß die Ehe Soliman II. mit Roxelane vor fünftausend Jahren vom lieben Gott bestimmt worden ist.“

„Das Volk und die Soldaten . . .“

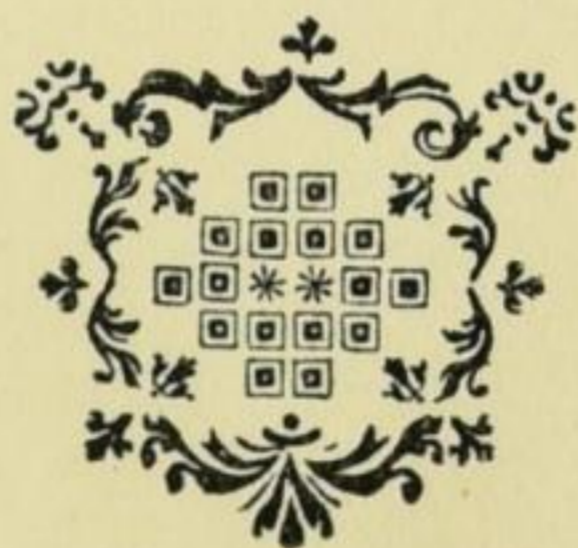
„Wozu sind Sie Sultan, wenn Sie sich von jedem schmutzigen Lumpenkerl in Ihre Privatangelegenheiten reden lassen!“

Sie wendet es so, daß Soliman sich schließlich seiner Bedenken schämt. Er läßt den Mufti, den Vesir, den Kaimakan, den Aga der Flotte und den der Janitscharen kommen und spricht zu ihnen: „Ich habe den Ruhm des Halbmonds über die Erde getragen; ich habe die Macht und den Glanz meines Reiches gefestigt und ich fordere zum Lohne für meine Mühen nichts, als zum Wohle meiner Untertanen eines Glückes zu genießen, das allen zuteil wird. Ich weiß nicht, welches Gesetz — das uns sicherlich nicht vom Propheten gegeben ward — dem Sultan die Freuden des Ehebettes untersagt; ich sehe mich dadurch zu Sklavinnen gezwungen,

die ich verachte, und ich habe beschlossen, eine Frau zu heiraten, die ich anbetet. Bereitet mein Volk auf diese Hochzeit vor! Billigt es sie, so empfangen sie ihren Willen zum Beweise seiner Dankbarkeit; doch wagt es zu murren, so saget ihm, daß ich es will. So entspricht es der Verfassung meines Reiches, die mir zur Pflicht macht, der Entscheidung des Volkes zu gehorchen.“

Die Versammlung vernahm die Befehle des Sultans in ehrfurchtsvollem Schweigen und das Volk folgte diesem Beispiel.

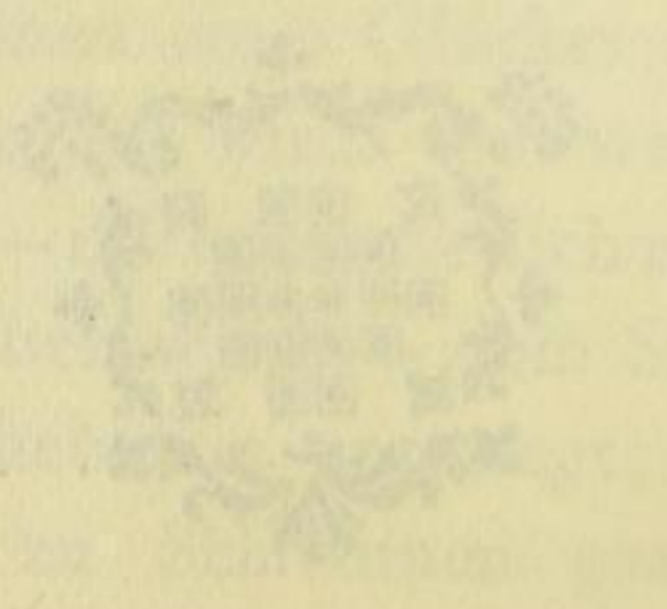
Soliman, in Freude und Liebe entbrannt, führte Roxelanen in die Moschee. Auf dem Wege dahin flüsterte er ihr zu: „Ist es möglich, daß ein kleines Stumpfnäschen die Gesetze eines Reiches umstoße?“

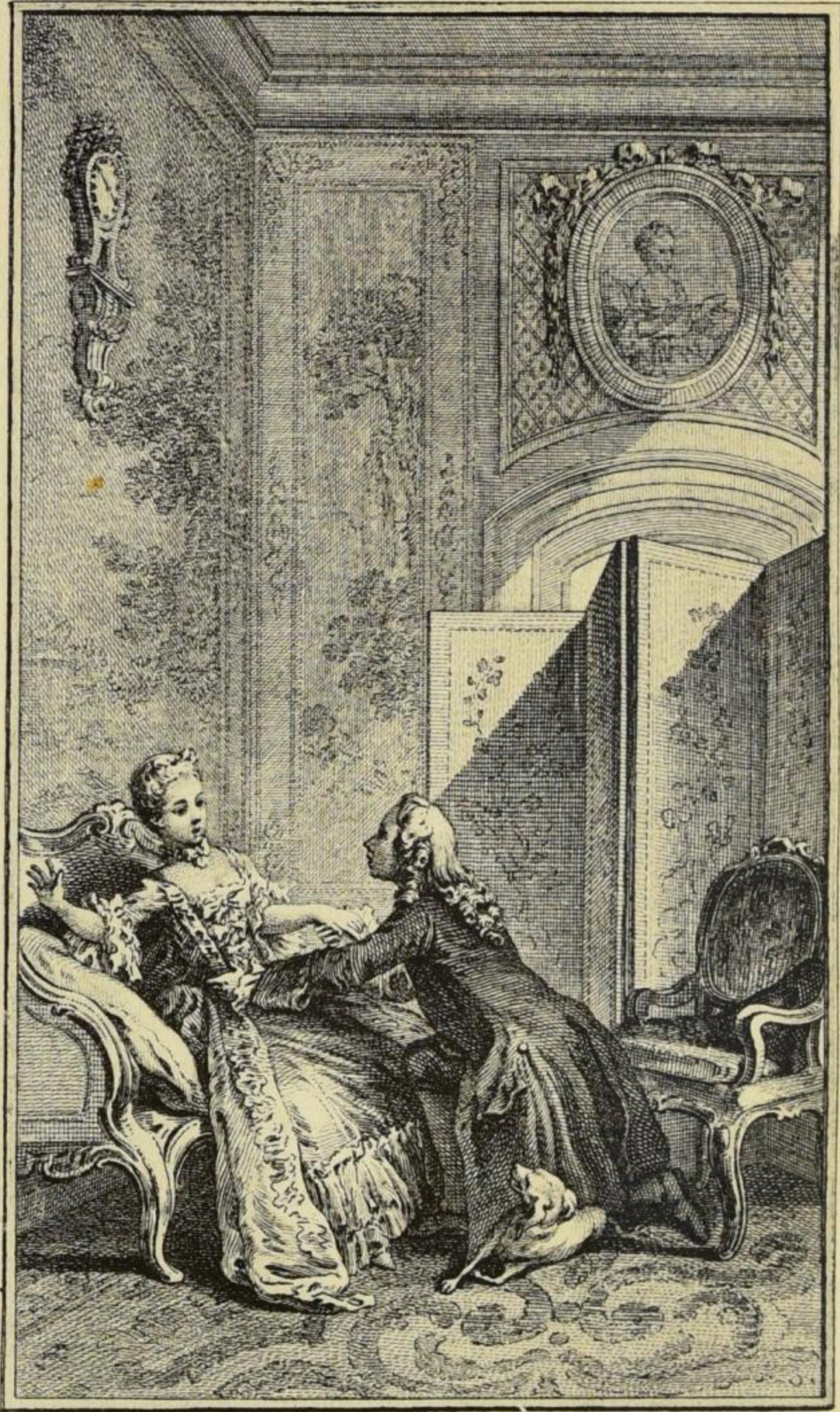


die ich vertheilt und ich habe beschlossen
 eine Anzahl herzuholen die ich abgeben werde
 nicht Volk auf diese Kosten soll bilden
 auch so empfangen ich seinen Willen zum
 Beweise seiner Dankbarkeit; doch war es zu
 munter, so erget ihm, daß ich es will, so
 entspricht es der Verfassung meines Reichs,
 die nicht zur Bildung macht der Ansehung
 des Volkes zu gehören.

Die Verfassung verordnet die Bildung
 der Schulen zu öffentlichen Schulen zu werden
 und die Volk folgt diesem Befehl.

Sobald, in Frieden und Ruhe gelassen
 ist die Freiheit in die Hände der Nation
 Weisheit ist die erste zu sein, die zu
 nicht als die erste Schritt, die die Ge-
 schichte des Reichs zu sein.





H. Gravelot Inv.

le Veau Sc.

LE SCRUPULE.



D I E B R I L L E

Der Marquis von H. begleitete einst die Gräfin A. aus der Oper nach Hause. Als sie aus der Kutsche stiegen, sagte sie ihm: „Schicken Sie Ihre Leute fort. Sie sollen bei mir zur Nacht speisen. Ich erwarte fünf bis sechs Personen von Ihrer Bekanntschaft. Ich habe einen herrlichen Lachs; mein Haushofmeister sagt, er sei unvergleichlich. Die kleine Gesellschaft ist mit Rücksicht auf den Geist ihrer Konversation ausgewählt; mein Haushofmeister verspricht eine superbe Konversation. Beides, mein lieber Marquis, müßte Sie locken. Kommen Sie!“

Der Marquis ging mit. Der Fisch lockte ihn nicht, denn er hatte sich an Lachsen überessen; die Konversation machte ihn im voraus schaudern; er war kein Feind der Gesellschaft, doch er liebte vernünftige Gespräche und verabscheute Konversation. Er war aber in einen wichtigen Prozeß ver-

strickt, die Gräfin mit einem seiner Richter verwandt, und er machte ihr deswegen fleißig seine Aufwartung.

Die Gräfin war einmal galant gewesen; sie glaubte, es noch zu sein. Sie hatte viele Liebhaber, folglich auch viele Intriguen gehabt; jetzt blieb ihr davon nur das Andenken übrig.

Die Gesellschaft versammelte sich. Der Marquis bereute seine Zeit nicht, als er Luside eintreten sah: er liebte sie. Ein betagter Oberst und Commenthur von Malta, der in der Schlacht von Steenkirchen seinen ersten Versuch im Kriege abgelegt hatte, führte sie an der Hand. Hierauf folgte ein Abbé und eine obrigkeitliche Person. Insgesamt fanden sich sieben Personen ein, wenn man eine Nichte der Gräfin dazu rechnete. Es war eine junge schöne Person, welche von ihrer Tante weder für schön, noch für geistreich gehalten wurde, weil sie vierzig Jahre weniger hatte und weil die Tante der Meinung war, in diesen vierzig Jahren habe die Welt sich so ver-

ändert, daß eine alte Dame von dazumal immer noch reizvoller sei als eine junge von heute. Wir besitzen — will man der Gräfin glauben — weder die Höflichkeit noch die gute Art unserer Väter. Sie tadelte die Musik unserer Oper, welche weit unter der Tonkunst eines Lulli, eines Campra und seiner Nacheiferer stehe. In der Tat war unsere neue Welt ihr unbekannt. Sie konnte eine Arie von Rameau nicht singen, denn ihre sechzigjährige Kehle schickte sich nicht zu den mannigfaltigen und munteren Tönen dieser Musik. Ihre Nichte sang und sang schön: der Gräfin aber gefiel nichts. „Ich kann das Trillern nicht ausstehen“, sagte sie. Nichts ward verschont. Von dem Tadel der Oper kam sie auf den Tadel des Hofes und der Stadt. Alles schien ihr in Verfall geraten. Der alte Oberst war ihrer Meinung. Beinahe die ganze Gesellschaft stimmte überein. Der Marquis wagte nicht zu widersprechen; die Erinnerung seines Prozesses band ihm die Zunge. Er lächelte nur heimlich mit Luscide. Endlich erkühnte er sich,

der Gräfin zu sagen: „Sie haben Recht, Madame! Die Welt hat sich sehr geändert. Wären Sie begierig, sie zu sehen, wie sie wirklich ist?“ — „O ja“, sprach die Gräfin, „nichts könnte reizvoller sein.“ — „Ich habe“, versetzte der Marquis „ein seltsames Instrument: eine Brille . . .“ — „Eine Brille“, rief sie, „pfui! Ich brauche keine, ich will keine!“ Sie wollte schon unwillig werden; allein der Marquis fiel ihr in die Rede: „Seien Sie so gütig, Madame, mich anzuhören. Einer meiner Ahnen folgte der Mode und ging zur Zeit Gottfrieds von Bouillon mit ins heilige Land. (Man trug die Kreuzzüge damals, wie man heute den Zopf trägt). Er fand daselbst einige der berühmten Griechen, welche die Wissenschaften nach Italien und Frankreich gebracht haben. Sie waren reich an geheimnisvollen und gelehrten Kenntnissen und liebten das französische Geld ungemein. Mein Ahnherr war ein Mann von Bildung, denn er konnte halbwegs lesen, was damals nichts Geringes war. Er kam etliche Male mit einem der Griechen

ins Gespräch und war über seine Einsicht erstaunt. Da der Grieche die Begierde wahrnahm, welche mein Ahnherr nach schönen Dingen bezeigte, so entdeckte er ihm, er habe von der Fee Argande drei Brillen bekommen, deren Wirkung wunderbar sei. Der Preis war außerordentlich hoch. Mein Ahnherr ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er versprach alles, was man verlangte und setzte nur die Bedingung voraus, daß er einen Versuch damit machen dürfte. Ich vergaß zu erwähnen, daß diese Brillen nur acht Tage lang zu gebrauchen waren. Nach Ablauf dieser Frist zerbrachen sie von selbst. Das Glas litt nämlich sehr, da es den Augen der Menschen, die so begierig und so gewöhnt sind, betrogen zu werden, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigte.

Die geforderte Probe ward bewilligt. Mein Ahnherr setzte die Brille auf. Zuerst betrachtete er seine Genossen und erblickte die Scharen der mit dem Kreuz gezeichneten Christen in ihrem wahren Wesen. Er entdeckte ein freies wildes Leben, einige fromme

Dummköpfe und die Narrheit an der Spitze dieses gewaltigen Heeres. Er sah tapfere Handlungen ohne Beweggründe und Folgen, Eroberungen, die man nicht behaupten konnte, griechische Bundesgenossen, die weit mehr zu fürchten waren als die Saracenen, wider die man zu Felde zog, und oft unter diesen Züge von Edelmut, Ehrlichkeit und Hoheit, die man bei Christen selten antrifft. Er sah viele romanhafte Handlungen und Unternehmungen; eine lächerliche Gottesfurcht, vermischt mit allem, was die irrende Ritterschaft jemals Tolles und Ausschweifendes gehabt hat. Er sah viele andere Dinge mehr von dieser Art und belustigte sich einige Zeit damit.

Er kehrte seine Augen gegen sein Vaterland. Die getreue Brille zeigte ihm Königreiche, die sich von Geld und Volk entblößten; Abwesende, die von den Zurückgebliebenen nicht verschont wurden; übelgeachtete Friedensverträge; Vasallen, die ihren rechtmäßigen Herren abtrünnig wurden, weil sie sie für tot hielten, sobald sie dem

Vaterlande den Rücken gekehrt hatten. Was ihn am meisten entsetzte: er sah seine Güter brach liegen, seine Schlösser verlassen. Man sagt sogar, er habe bei seiner Gemahlin jemand wahrgenommen, der ihm nicht sehr gefiel. Er zahlte für die kostbare Brille, was er an Geld hatte, ja, einen Teil seines Kriegsgerätes obendrein und reiste nach Hause zurück. (Aus diesem Entschlusse meines Ahnherrn läßt sich folgern, daß keiner der vielen tausend Menschen daran gedacht hätte, das heilige Land zu erobern, wäre er imstande gewesen, die Wahrheit zu sehen. Und wie mit den Kreuzzügen, so verhält es sich mit jeder kriegerischen Unternehmung, von der die Historiker schwatzen, das Volk habe sie gewollt. Man täte besser daran zu sagen: Das Volk ward gezwungen, den Krieg zu wollen.)

Kaum war mein Ahnherr in Frankreich angelangt, als er einen Stallmeister an seine Gemahlin voraussandte, um sie zu seiner Ankunft vorzubereiten, sich selbst aber alle Gelegenheit zum Verdrusse zu ersparen. Er schwur, er werde niemals wieder eine Reise

tun. Er hielt sein Versprechen und hinterließ seiner Familie das unschätzbare Kleinod, die zwei Brillen, mit einer Beschreibung von ihrem Nutzen und der Art und Weise, wie er die erste gebraucht hat.

Sie werden fragen, warum ich nur eine Brille erwähne, da mir deren zwei hinterlassen worden sind. Doch der Onkel meines Ahnherrn bediente sich der einen in den stürmischen Zeiten der Ligue. Er sah, daß die Maske der Religion tausend Greuel bedeckte und nur dazu diente, das Volk zu betrügen; daß machtlüsterne Menschen jedes Wort gerade gut genug ist, um ihre unersättliche Gier für einen Kampf um höhere Zwecke auszugeben“.

Über diese Erzählung des Marquis staunten alle. Man drang mit Bitten in ihn, er solle die Brille selbst gebrauchen, anstatt sie für ungewisse Erben aufzubewahren. Man wagte es nicht, ihm zu sagen, er solle gleich in der Gesellschaft damit einen Versuch machen und den Gästen ein so außerordentliches Vergnügen bereiten.

Die Gräfin wagte es endlich. „Ich habe“, sprach der Marquis, „diese Brille auf einem meiner Landgüter bei Cognac, über deren Besitz mein Prozeß entscheiden wird. Machen Sie, daß ich den Prozeß gewinne, dann reise ich hin und hole die Brille.“ Alles gab seinen Beifall, und gleich am nächsten Morgen lief jedermann umher, den Prozeß des Marquis zu fördern. Man trieb alle Freunde auf, von denen man sich Einfluß versprach. Der alte Oberst zog sogar den Gesandten von Malta, der in Paris weilte, in diese Angelegenheit und versprach, dem Orden alles zu leisten, was er wollte. Kurz, man sollizitierte so lange, bis der Marquis seinen Prozeß gewann. Er hielt sein Wort und reiste mit der nächsten Post fort. Die Gesellschaft war in außerordentlicher Erwartung. Er kam zurück und brachte die lang ersehnte Brille.

Man teilte die Tage aus; die Gräfin bekam den ersten. Sie stellte sich ganz seltsam und ungeschickt an, als sie die Brille aufsetzen sollte, betrachtete sie zu verschiedenen

Malen, tat, als könnte sie damit nicht zurecht kommen, bis endlich der Widerwille vor dem Instrument der Neugierde wich. Sie setzte es auf und fing an, ihre alten Bekanntschaften anzuschauen.

Sie kamen ihr insgesamt höchst lächerlich vor! Da war keine bejahrte Dame, die nicht jung sein wollte. Die, welche ihre Hauben ins Gesicht rückten und die Miene einer Betschwester oder, besser zu sagen, einer Prüden annahmen, taten es, ihre grauen Haare zu bedecken. Der ehrbare Anzug, den sie trugen, schien ihre leicht geschminkte Farbe zu erhöhen. Sie hatten gemalte Augenbrauen und schrien dabei über die Schminke, die Schönheitspflästerchen und die sittenlose Kleidung der Jugend von heute.

Hierauf kehrte sie ihre Augen gegen junge Personen und sah, was sie nie geglaubt hätte, daß in der Liebe noch alles ebenso ist wie vor vierzig Jahren. Sie sah, daß die Ergötzenungen ebenso lebhaft wie vormals, daß die Höflichkeit und die Begierde zu gefallen bei beiden Geschlechtern gleich geblieben

sind. Man sucht sich mit Sehnsucht, man sieht sich mit Vergnügen. Die Liebhaber hintergehen, wie damals, tausend Aufseher. Die Väter kommen immer zuletzt hinter gewisse Begebenheiten, die ihre Kinder angehen. Und die Gatten allein sehen nicht, was ihnen keiner erzählt, obzwar man sonst von nichts anderem spricht. Nichts war der gegenwärtigen Zeit gleicher als die vergangene Zeit.

Sie sah Rendezvous, Leidenschaften unter dem Namen der Freundschaft, Bekanntschaften, Brüche, eigennützige Heiraten, absichtliche Trennungen, wenig Treue und Glauben, falsche Weiber, eifersüchtige Liebhaber, gefällige Männer und Männer, die zu verführen erst aufhören, wenn sie so weit sind, daß sie im entscheidenden Augenblicke nicht wissen, was mit der Verführten beginnen.

Die Gräfin sah ihre Kammerfrau, die sie für das treueste Geschöpf gehalten, wie sie ihre Nichte wegen der Strenge tröstete, womit sie sie manchmal behandelte; es dauere

nicht lange mehr und die Tante werde zu alt sein, um überhaupt noch etwas zu entdecken.

Die Gräfin sah ihren Haushofmeister, der ihr ganzes Vertrauen besaß, wie er unter den geringsten Vorwänden ihre Bedienten fortjagte, in Wahrheit aber, weil sie ihrer Frau mehr anhängen als ihm. Doch der Mensch war wohlgebaut; sie war mit ihm zufrieden. Die bisher vielfach ergötzliche Wahrheit begann, ihr unwillkommen zu werden. Und als sie sah, daß der Haushofmeister ihrer spottete, wenn er fern von ihr war, da hielt sie die Brille für trügerisch und glaubte, sie genug gebraucht zu haben. Sie legte sie also weg und zürnte dieser Welt, die sich gleichgeblieben war, während nur sie sich verändert hatte.

Der Commenthur war vor Ungeduld zwei Stunden früher als gewöhnlich aufgestanden. Die Neugierde trieb ihn an, seine Augen auf die Herren vom Adel zu werfen. Er sah Ritter, welche galant waren wie Roland; er sah keinen, der diesen Helden an Tapferkeit auch nur nahekam. Er sah

Spieler, Abenteurer, Schuldenmacher und Hofschranzen, — er sah keine Männer. Und was dem Commenthur peinlich war, — das Geschaute veranlaßte ihn zu Rückschlüssen auf sein eigenes Leben.

Wenngleich er nur sah, was jeder sieht, der die Augen gehörig auftun will, bot er die Zauberbrille bald dem Nächsten, dem Abbé. Dieser schaute sich die Menschen an, welche ihm eine reiche Pfründe versprochen hatten; sein Gesicht ward länger, seine Hoffnung kürzer. Die Furcht, der Brille könnte beifallen, in sein eigenes frommes Herz ebenso genau zu blicken wie in die profanen Herzen seiner Gönner, bewog ihn, das teuflische Instrument weiterzureichen.

Luscide verzichtete, indem sie sprach: „Ich pflege unbarmherzig gegen die Menschen zu sein und versuche immer schon, sie so zu sehen, wie sie in Wahrheit sind. Tue ich es mit Erfolg, so kann die Brille mich nichts Neues lehren; im anderen Falle aber würde sie mich lehren, daß ich um nichts klüger bin als der Törichteste unter meinen Mit-

menschen. Mag es so oder anders sein,— es lohnt sich mir nicht, sie zu gebrauchen. Die Reihe kommt an den Marquis, und ich hoffe, er hält es für angebracht, seine Blicke für wenige Minuten auf mich zu lenken.“ Luscidens Worte waren von bestimmter Absicht diktiert. Sie wußte, daß der Marquis sie liebe, allein dieser feinfühligte Mann hatte jede Gelegenheit zu einer Erklärung vorbeigehen lassen, fürchtend, man werde ihn nicht so annehmen, wie er angenommen zu werden ersehnte. In der Tat aber gingen Luscidens Wünsche ebendahin wie die seinen, und die magische Brille ward dieser klugen Frau zum Mittel, das Ziel zu erreichen, das alle Frauen erreichen wollen, mögen sie noch so klug oder noch so dumm sein.

Die Brille ließ den Marquis in Luscidens Herzen einen Text lesen, der all seine Bedenken und Eifersüchte zerstreute. Als er sich so von seinem Glücke überzeugt hatte, durchliefen seine Augen die Reihen der *Petitsmaîtres* und der *Petitesmaîtresses* aller Stände, der lebenswürdigen, der lächer-

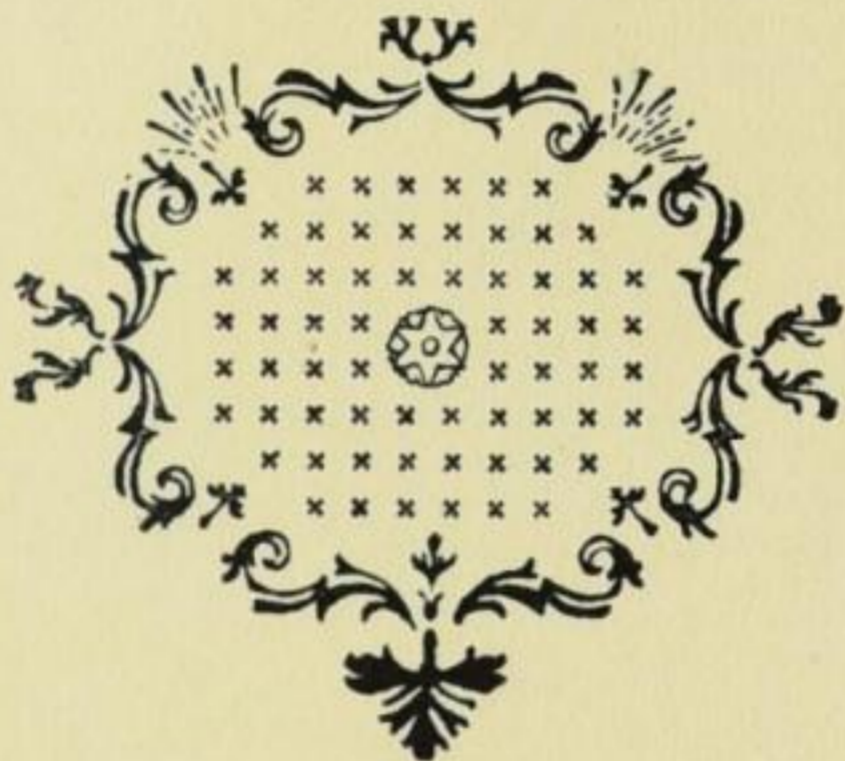
lichen, der natürlichen und der affektierten. „La Bruyère hat sie gut geschildert“, sprach er zu sich, „ich sehe, was der Schriftsteller sagt: Es gibt eine falsche Bescheidenheit, die Stolz, eine falsche Ehre, die Leichtsinn, eine falsche Hoheit, die Niedrigkeit, eine falsche Tugend, die Heuchelei, eine falsche Sittsamkeit, die in Wahrheit Prüderie ist. Der Schriftsteller muß wahrlich diese Brille besessen haben, als er schrieb!“

Alsdann wandte der Marquis die scharfblickenden Augen den berühmten Malern und Bildhauern, den gefeierten Schriftstellern zu. Ein Poet, den man für den größten seiner Zeit hielt, dachte bei sich: „Was kümmert mich die Welt, was kümmern mich die Menschen! Mag alles zugrundegehen, wenn ich nur meine Tragödien schreibe!“ In Wahrheit aber forderte er von der Welt, welcher er den Untergang wünschte, Geld, Wagen und Lakaien und eine Geliebte nach der anderen; von den Menschen aber, die zu verachten er vorgab, forderte er Beifall und Anerkennung. Ohne die Hoffnung auf einen solchen Preis

hätte dieser Autor kaum jemals eine Zeile geschrieben. — Einen Maler sah der Marquis, welcher den Ruhm für sich in Anspruch nahm, die unvollkommene Natur zu verbessern und der aus diesem Grunde nur mit alten und häßlichen Weibern sich abgab; denn er wußte, daß die jungen und schönen weit köstlicher sind als das beste Gemälde. Der Marquis erkannte, daß jeder Mensch die Lüge pflegt, die seiner Machtgier und seiner Eitelkeit zugute kommt; und daß die Künstler sich nur durch den besseren Vortrag ihrer Lügen von ihren Mitmenschen unterscheiden.

Acht Tage lang unterhielten sich der Marquis und Lusclide, indem sie durch die Brille blickten und die Kleinheit der Menschen erkannten. Nach Verlauf dieser Frist zerbrach das angenehme Instrument, wie der Marquis es vorhergesagt hatte. Er sprach: „Eine so kurze Zeit genügt, um zu erkennen, daß diese Welt weit davon entfernt ist, so vollkommen und ohne alle Mängel geschaffen zu sein, wie man zu glauben pflegt.“

„Und doch ist sie es,“ erwiderte Luside nachdenklich, „die gütige Schöpfung hat für alles gesorgt. Dafür sogar, daß man nicht länger als acht Tage lang die Welt sähe, wie sie in Wahrheit ist. Wer noch größere Vollkommenheit verlangt, den wird man mit Recht unbescheiden nennen.“



... und nach demselben ...
 ... die ...
 ... die ...
 ... die ...
 ... die ...
 ... die ...



... die ...
 ... die ...
 ... die ...
 ... die ...
 ... die ...



H. Gravelot inv.

J.F. Rousseau Sculp.

LES QUATRE FLACONS.

DIE DREI FLASCHEN
ODER
DIE LIEBESABENTEUER
DES ALCIDONIS
AUS MEGARA

Ich trauere den Zaubermärchen nach. Sie waren eine Quelle unschuldiger Genüsse und die sittsamste Art, angenehm zu träumen. Die Himmelsstriche des Orients waren ehemals von Geistern und Feen bevölkert, und die Griechen hielten diese Wesen für Mittler zwischen Menschen und Göttern. Ein Zeuge dessen ist der Dämon des Sokrates, ein Zeuge auch die Fee, welche den Alcidonis beschützte und von der ich erzählen will.

Die Fee Galante hatte den Alcidonis, schon bevor er auf die Welt kam, zu Besonderem ausersehen. Sie wohnte seiner Geburt bei und schenkte ihm die Gabe zu gefallen, ohne selbst der Liebe zu verfallen. Seine Jugend war eine Entwick-

lung der Vorzüge und Reize, die er empfangen hatte.

Nach der Vollendung seines fünfzehnten Jahres sandte ihn sein Vater, einer der reichsten und angesehensten Bürger von Megara, nach Athen; er sollte dort leben lernen, wie es sich für einen jungen Mann von guter Herkunft ziemt. Beim Abschied sprach der Vater: „Mein teurer Sohn, in der großen Welt wirst du eine Menge junger Gecken finden, die sich in Schimpfreden wider die Frauen gefallen. Glaube ihnen nicht! Sie heucheln Verachtung, weil es ihnen nicht gelungen ist, alle Frauen der Verachtung wert zu machen. Ich meinerseits habe in deiner Mutter, meiner treuen Gattin, Frauentugenden kennengelernt von einer Höhe, die zu erreichen wenige Männer fähig sind. Handle wie ich: suche dir ein gutes Weib. Es gibt deren überall. Meine Einwilligung soll deiner Wahl folgen. Denn ich will nichts als dein Glück.“

Voll von solchen Belehrungen kam Alciconis in Athen an. Sein erster Besuch galt

Seliane, an die man ihn empfohlen hatte. In ihrer Jugend war sie schön und reizvoll gewesen; indes, sie begann bereits, weniger reizvoll zu werden. Nach der ersten Begrüßung sprach der alte Hauptmann, Selianens Gemahl und Freund von Alcidonis' Vater: „Was wollen Sie hier beginnen? Sie werden sich doch wohl nicht bei dem Weibsvolk begraben? Ihre Schulen sind die Rennbahn und der Hafen, nicht die Schwatzbuden, welche man die schöne Welt nennt. Mich packt die Wut, wenn ich erfahre, ein Jüngling werde nach Athen geschickt, um sich auszubilden! Nach Sparta gehören sie alle!“

Alcidonis war über eine so lebhaftere Anrede bestürzt; Seliane aber übernahm mit Eifer seine Verteidigung: „Daran erkenne ich Sie,“ sprach sie zu dem Hauptmann: „Sparta, Rennbahn, Hafen! Nun, was lernt man in diesen berühmten Schulen?“

„Ein Vermögen erwerben und sich schlagen“, erwiderte er.

„Ein Vermögen erwerben, das ist edel! sich schlagen, wie anmutig! Man lernt es

nur allzubald, ohne darauf versessen zu sein.“

„Nicht so bald wie Sie glauben, Madame. Ich zweifle daran, daß einer, der seine Jugend am Toilettentisch zugebracht hat, ein guter Soldat werden könne.“

„Und ich kenne nichts, das mich mehr degoutierte, als ein Mensch, der von allen Dingen nur eines gelernt hat: sich schlagen. Sollte man nicht denken, ihr seid auf der Welt, nur um einander gegenseitig zu erwürgen? Auch der Friede, mein Herr, hat seine Tugenden. Man kann nicht sein Leben lang mit den Waffen auf der Schulter zu bringen.“

„Umso schlimmer, bei allen Göttern, umso schlimmer! Man sollte bei Todesstrafe verbieten, auch zu Friedenszeiten seine Fahne zu verlassen.“

„Wie, mein Herr! Sie wollen also, daß wir Frauen nicht einen einzigen Mann für uns behalten?“

„Sie werden immer noch genug haben, Madame. Es gibt eine Menge Männer,

die zu nichts Vernünftigem zu gebrauchen sind.“

„Sie beschränken uns auf die Hefe der Republik. Die Frauen schulden Ihnen Dank, mein Herr!“

„Ich verzichte, Madame.“

„Nein, mein Herr, auch wir sind Bürger des Staates, und wir verzichten großmütig zu seinen Gunsten auf all die Gestalten, die uns mißfallen, auf all die Gesichter, die einen erschrecken, auf all die wilden Gesellen, deren einziges Amusement der Mord ist und die nur zum Morden gut sind.“

„Und ihr behaltet die hübschen jungen Männer für euch, die zu leben wissen, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Ausgezeichnet! Der Areopag wird nicht vergessen, euch zu Gefallen ein solches Gesetz zu beschließen. Verzeihen Sie, Herr Alcidonis: meine Frau ist verrückt. Ich gehe; hier halte ich's nicht mehr aus. Bei Herkules, Madame, warum muß gerade ich Ihr Mann sein? Solche Dinge geschehen nur mir!“

Mit diesen Worten schmiß der Hauptmann wütend die Türe hinter sich zu.

„Eine seltsame Ehe!“ dachte Alcidonis, und er sprach zu Seliane: „Haben Sie oft solche Szenen, Madame?“

„Sooft ich Besuch empfangen.“

„Und wenn Sie allein sind?“

„Dann zankt er auch. Doch weniger laut.“

„Und warum haben Sie ihn geheiratet?“

„Wie man so zu heiraten pflegt: dem Brauche folgend und der Vernunft. Übrigens ist er der beste Mann der Welt. Sobald er mir zur Last fällt, widerspreche ich ihm; da wird er ungeduldig, und ich bin ihn los. Man kann mit ihm anfangen, was man will. Ihnen rate ich, sich bei ihm beliebt zu machen. Seine Freundschaft ist von Wert und kann Ihnen nützen. Haben Sie viele Empfehlungen?“

„Nur an die vertrauten Freunde meines Vaters. Die Zahl ist nicht groß.“

„Umso besser; wir werden uns des öfteren sehn, und es wird Ihnen zu Nutzen sein;

auch der Weiseste bedarf eines Führers beim Eintritt in eine neue Welt.“

„Sie wollten die Güte haben, diesen Posten bei mir zu übernehmen, Madame?“

„Entweder mein Mann oder ich: Sie können wählen.“

„Ich habe gewählt, Madame!“ — So verlief der erste Besuch.

Als der Hauptmann nach Hause kam, sprach Seliane: „Wozu diese Heftigkeit? Sie haben den jungen Menschen scheu gemacht.“

„Den Sie zähmen wollen, Madame.“

„Ich verstehe Sie, und ich werde für ihn nicht zu sprechen sein.“

„Nein, Madame, Sie mißverstehen! Ich bin keineswegs eifersüchtig. Das hieße spät beginnen. Ich war es nicht zur Zeit Ihrer Jugend; viel weniger noch bin ich es während Ihrer Reife.“

„Das sind Ihre Schmeicheleien! Doch ich bin es gewohnt. Denken Sie aber daran, daß Sie dem Sohne Ihres Freundes einen Gegenbesuch schulden.“

„Ich weiß es, Madame, und ich bedarf keines Lehrmeisters im Savoir-vivre.“

Den nächsten Tag bei Alcidonis nahm er dasselbe Thema wieder auf. „Nun,“ spottete er, „werden Sie den schönen Sitten der Jugend von Athen nachahmen? Meine Frau hat Sie ohne Zweifel einem solchen Entschlusse geneigt gemacht. Doch im Ernst: nehmen Sie sich in acht, — nicht eben vor ihr; denn Selianens Zeit ist — dem Himmel sei Dank! — vorbei. Es gibt viel gefährlichere Sirenen. Keine Sicherheit in ihrem Umgang. Dergleichen macht Avancen, betrügt und verläßt einen ohne Bedenken. Sieht man diese Geschöpfe mit den Männern spielen, man müßte denken, wir seien nur zu ihrem Vergnügen geschaffen.“

„Wenn dem so ist,“ sprach Alcidonis, „so sind die Frauen Athens grundverschieden von den Megarenseninnen.“

„In Megara, mein junger Herr, ist es nicht um einen Schatten besser. Sie sind wie Ihr alter Vater. Der gute Mann schwur nicht anders als bei seiner keuschen Enehälfte.

Ihm zuliebe schmückte sie sich und empfing Besuch; aus Frömmigkeit schloß sie sich mit einem jungen Priester Minervens ein; aus Selbstlosigkeit brachte sie mit diesem Priester ganze Abende in einem kleinen Hause zu, das Ihr Vater selbst ihr eingerichtet hatte; und der Tor schlief sanft im Gedanken an die Tugend seines Weibes.“

„Er tat gut daran, und ich bitte Sie, das Gedächtnis meiner Mutter nicht anzutasten!“

„Ihre Mutter! Ihre Mutter war eine Frau, sonst wären Sie nicht auf die Welt gekommen, mein Lieber. Frauen sind nun einmal so, und, so viele ich gesehen habe, ich kenne nur eine, die wirklich treu ist: mein Weib. Doch erst ich habe sie dazu gemacht, ihr zum Trotz, und nur ihre Vorliebe für das Kokettieren habe ich ihr nicht nehmen können; diese Eigenschaft ist den Frauen angeboren. Ich wette, Seliane ist heute noch fähig, Ihnen vorzumachen, als wollte sie Sie verführen, um Sie dann auslachen zu können. Sie wären nicht der erste, den sie bis

zur Verzweiflung gebracht hat. Ehedem vergnügte sie sich mit diesem harmlosen Spiele, und dann kam sie stets, mir es zu erzählen, und lachte wie toll. Zum Glück wird sie alt, und die Gefahr ist nicht mehr groß.“

Was er gehört hatte, beschäftigte den Alcidonis die halbe Nacht. Er war nicht erfahren genug, um sich über den alten Hahnrei zu freuen, der die Beweise dessen sah, was er nicht haben wollte, und sich die schwierigsten, umständlichsten und dümmsten Erklärungen zurechtlegte, nur um nicht zu sehen, was völlig klar war. Alcidonis sagte sich einfach: „Die Frauen von Athen sind abscheulich; ich will sie fliehen!“ und schlief ein.

Die Fee Galante erschien ihm im Traume und sprach zu ihm: „Nichts gleicht den Männern so sehr wie die Frauen.“ (Die Feen lieben bekanntlich dunkle Bonmots.) „Alles Gute, alles Schlechte, das man ihnen nachsagt, ist wahr im Einzelfall, falsch im allgemeinen. Man soll weder allen trauen, noch allen mißtrauen. Gehe mit dem weiblichen Geschlechte um, doch ergib dich ihm

nur mit Vorsicht! Ich schenkte dir keinen Charakter, damit du dich dem der Frauen besser anpassdest. Ein entschiedener Mensch ist ein ungeselliger Mensch.“ (Die Fee war offenbar damals in guter rhetorischer Verfassung.) „Du wirst begehrt werden, wenn man von dir sagen kann: Man macht aus ihm, was man will. — Allein, es genügt nicht zu gefallen, man muß auch zu lieben wissen und nicht zuwenig, nicht zuviel lieben. Es gibt drei Arten der Liebe: Leidenschaft, Laune, Phantasie. Die ganze Kunst, glücklich zu sein, besteht darin, daß man diese drei Nuancen wohl verwendet. Zu diesem Zwecke bringe ich dir hier drei Flaschen, die nur du allein zu gebrauchen vermagst. Ihre Wirkung ist verschieden wie ihre Farbe. — Aus der purpurroten Flasche wirst du trinken, wenn du dich sterblich verlieben willst; aus der rosaroten, um Gefühl und Lust ohne Unruhe und ohne Rausch zu kosten; und die weiße führt dich in den natürlichen Zustand zurück.“ Mit diesen Worten verschwand das Bild der Fee wie ein Dunst.

Alcidonis erwachte über dem schönen Traume. Wie verwunderte er sich aber, als er in der Tat die drei Flaschen auf seinem Bette vorfand! Er erhob sich, dankte der gütigen Galante, und noch am gleichen Tage besuchte er Selianen. Sie empfing ihn in verführerischem Negligé. „Das ist das Vorrecht der Schönheit,“ sprach er: „je weniger geschmückt, umso reizvoller!“

Seliane stellte sich an, als errötete sie. „Wissen Sie,“ sprach sie, „daß Sie mit dieser gespielten Unschuld gefährlich sind? Man könnte gefangen werden, und man wäre betrogen.“

„Ich, Madame, Sie betrügen? Ich habe niemand noch betrogen.“

„Wollen Sie bei mir beginnen?“

„Nein, ich schwöre es!“

„Warum also führen Sie so schmeichelhafte Reden? Was sollen diese zärtlichen Blicke?“

„Sie sind schön, Madame; ich habe Augen. Das sagt alles.“

„In der That, Ihre Ruhe läßt erkennen, daß Sie kein Interesse daran haben, mich zu verführen.“

„Ach, Madame, Sie brauchen nur zu wollen und die Ruhe verfliegt im Nu.“

„Sie erwarten also mein Geständnis, bevor Sie sich bequemem, in Feuer zu geraten.“

„Nichts ist wahrer; ein Wort von Ihnen genügt.“

„Sie sind gut mit diesem frostigen Tone!“

„Der Ton kommt daher, daß ich meiner Sache sicher bin.“

„Was täten Sie aber, ließe ich einige Lust erkennen, von Ihnen geliebt zu werden?“

„Im selben Augenblick wären Sie es schon; ich gebe Ihnen mein Wort.“

„Ich sehe, Alcidonis, Sie wissen nicht, wozu Sie sich verpflichten, noch, wieviel ich fordere!“

„Fordern Sie, Madame, fordern Sie! Ich werde Sie lieben, wie Sie es wünschen.“

„Wenn ich es wünschte, würden Sie mich also bis zum Irrsinn lieben?“

„Auch bis zum Irrsinn; ich bin nicht weit davon.“

„Ihre Einfalt bezaubert mich. Wohlan denn, ich will, daß Sie mich lieben und daß Sie mich sehr lieben!“

„Leidenschaftlich?“

„Leidenschaftlich!“

„Und Sie werden mich ebenso lieben?“

„Ich glaube es.“

„Das genügt mir nicht.“

„Ich bin dessen sicher.“

„Das genügt mir. Sie werden Ihr Wunder erleben!“

„Wohin gehn Sie?“

„Ich komme gleich wieder; entschuldigen Sie mich eine Minute!“

Der leichtgläubige Jüngling entwich in einen Winkel und leerte die purpurrote Flasche bis auf den letzten Tropfen. Wie er nun vor Seliane erscheint, glühen seine Augen, sein Herz pocht, die Zunge versagt ihm. Keine Phrase mehr, keine Liebenswürdigkeit: seine Sprache ist überstürzt, abgebrochen, voller Begierde. Ein Wettlauf

des Gefühls und der Worte, bei dem das erste Sieger bleibt. Unartikulierte Laute ersetzen die Rede; eine heftige Gebärde, eine Bewegung, die man nicht mißverstehen kann, verdoppeln die Wirkung. Diese eindringliche Beredsamkeit bringt Selianen außer sich. Sie wird bewegt, bestürzt, sprachlos; sie hat Mühe, ihn wiederzuerkennen; Mühe, die wundersame Wandlung zu begreifen. Sie will sich anstellen, als zauderte, fürchtete, schwankte sie: nutzlose Anstrengung! Ihr Herz wird zärtlich, die Augen werden lebhaft, die Vernunft empfiehlt sich; und einen Augenblick später hätte man gesagt, sie habe aus derselben Zauberflasche getrunken . . . Lächelnden Antlitzes, selbst unsichtbar, blickte die Fee Galante dieser Szene zu und sprach zu sich: „Es gibt also doch einen Unterschied zwischen Mann und Frau: er bedarf der Flasche oder der Phantasie, — sie gelangt durch die Kraft des eigenen Wesens in die Verzückung der Liebe. Und noch eines wird mir hier offenbar: Wieviel würden die Männer bei den

Frauen gewinnen, wenn sie, anstatt zu reden, immer nur stammeln wollten!“ . . .

Zwei Monate verstrichen für die Liebenden in Genüssen, die sie kaum geheimhalten konnten. Der Mann neckte den Alcidonis immerwährend wegen seiner Beharrlichkeit bei Seliane. „Armer Kerl,“ sagte er, „Sie haben mir nicht glauben wollen! nun sind Sie gefangen. Doch mir kann es gleich sein: verzehren Sie sich zu ihren Füßen, — die Zeit ist wohl angewandt!“ Alcidonis rächte sich für diesen verletzenden Spott, so gut er konnte. Allein seine Leidenschaft fand auf der Gegenseite nicht das gleiche Gefühl: Selianens Liebe wurde jeden Tag schwächer. Sie genügte ihm; er vermochte bald nicht mehr, ihr zu genügen. Denn wie jedes Zaubermittel, hatte auch das Elixier der Fee seinen Nachteil: es steigerte zwar die Glut der Liebe, doch die Möglichkeit ihrer Erfüllung blieb in den natürlichen Grenzen. Welch gefährliche Disharmonie! Seliane suchte Zerstreuung, und Alcidonis merkte zu seinem

großen Mißvergnügen, daß sie sich mit allem die Zeit vertrieb, indes er nur mit ihr beschäftigt war. Er wurde traurig, unruhig, eifersüchtig; er brachte es endlich dahin, daß sie ihn nicht mehr aushalten mochte und ihm den Abschied gab.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „ich habe Sie geliebt. Doch ich bin klug; ahmen Sie mir nach! Man soll sich nicht so lange lieben, bis man aufhören muß. Alles vergeht, — warum soll die Liebe ewig währen? Die meine ist schwächer geworden; Sie zürnen mir. Sie verlischt; Sie geraten in Verzweiflung. Um so schlimmer für Sie, mein Herr; und ich, ich weiß nicht, was ich mit Ihnen beginnen soll.“

„Wie? Treulose! Undankbare! Meineidige!“

„Soviel Sie wollen. Leiern Sie alle Beschimpfungen her, wenn das Ihnen Erleichterung schafft!“

„Gerechter Himmel, wie behandelt man mich!“

„Wie ein Kind, dem man alles verzeiht.“

„Sind das die tausend Schwüre, mich bis zum letztem Atemzug zu lieben?“

„Schwüre, die zu nichts verpflichten. Ein Tor, wer sie tut, ein Tor, wer ihnen vertraut. Würden Sie es glauben, wenn einer sich an den Tisch setzte und bei allen Göttern schwüre, er werde jederzeit, wie lange auch die Mahlzeit dauern mag, den gleichen Appetit haben?“

„Den gleichen Appetit? Welches Bild! Ist das die Zartheit, deren Ihr Herz sich rühmte?“

„Eine neue Dummheit! Man verleugnet die Herrschaft der Sinne am meisten in dem Augenblick, da man ihr Sklave ist. Ich bin ein Weib; ich liebe wie ein Weib, und Sie dürfen nicht erwarten, die Natur werde Ihnen zuliebe ein Wunder tun, — außer, wenn sie zugleich der Frau zuliebe ein Wunder an Ihnen täte.“ Alcidonis raufte sich die Haare in seiner Verzweiflung. „Was machen Sie da?“ fragte Seliane. „Glauben Sie, liebenswürdiger oder mehr geliebt zu werden, wenn Sie kahlköpfig sind? Alci-

donis, hören Sie auf mich! Schicken Sie sich mit Mut in Ihr Los!“

„Ich will es tun, Undankbare, ich will es tun!“ Er trat beiseite, um zu trinken, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er zu der weißen Flasche seine Zuflucht nahm.

In einem Augenblick waren seine Sinne beruhigt, und die Vernunft kam wieder. „In der Tat,“ sprach er, stiller und heiterer Miene zu Seliane zurückkehrend, „in der Tat, ich war ein Dummkopf, daß ich mich so erzürnte. Wir sind verlobt gewesen, jetzt sind wir Freunde. Die Liebe ist ein Anfall; wenn er vorbei ist, hat man sich weiter nichts zu sagen. Genießen Sie, Madame, des Rechtes, das die Schönheit Ihnen verleiht! Vermehren Sie Ihre Eroberungen! Ich bin glücklich, von der Zahl gewesen zu sein; doch die Reihe muß herumgehen; ich wünsche Ihnen viel Vergnügen!“

Seliane war ob dieses kühlen Abschieds bestürzt und beleidigt. Sie hätte es gerne gesehen, daß er sich trösten ließe; denn ein

mit der Trennung unzufriedener Liebhaber vermag allerlei Unbequemlichkeiten zu verursachen. Daß aber Alcidonis sich so leicht und so schnell trösten ließ, das sah Seliane nicht gerne. Der Schmerz über den Abschied gehört zu den Pflichten des Liebhabers in den Augen der Frau, und wenn er sich gar nachher mit eigener Hand das Leben nimmt, so wird die frühere Geliebte denken: „Er wäre mir schuldig gewesen, einen Brief zu hinterlassen, damit die Menschen wissen: er hat sich um meinetwillen getötet!“ Seliane unterließ nicht, einigen ihrer Freundinnen zu sagen, der junge Mensch sei voll Verzweiflung von ihr gegangen; es habe ihr einen Schrecken eingejagt und sie habe alle Mühe gehabt, ihn von einem gewaltsamen Entschlusse abzubringen.

Den nächsten Tag speiste Alcidonis bei der wollüstigen Alcipe mit den schönsten und meistbegehrten Frauen von Athen.

„Es gilt mir gleich,“ sprach er zu sich: „die Purpurflasche ist geleert, und wenn die

Fee sie auch neu füllen wollte, ich sterbe lieber, ehe ich jemals wieder daraus trinke.“ Sobald er all die Schönen sah, rief er: „Nun lasset uns genießen! das ist die Stunde der Abenteuer!“ Er trinkt von dem rosafarbenen Elixier, — seine Blicke und seine Wünsche fliegen im Kreise umher, ohne stillezustehn.

Der Zufall hatte ihn neben eine Blonde von schmachtenden Augen gesetzt; ihre Bescheidenheit und ihre Zurückhaltung gefielen ihm. Zu seiner andern Seite aber saß eine Brünette, von Lebhaftigkeit und Frische sprühend. Er hätte sich Diese gewünscht, Jene aber nicht missen mögen; nach reiflicher Überlegung hätte er die Blonde vorgezogen, würde nicht ein gewisses Ich-weiß-nicht-was ihm die Brünette so begehrenswert gemacht haben. Das Ich-weiß-nicht-was entschied seine Wahl. Alcidonis war jung und schön, und seine Neuheit in diesem Kreise verlieh ihm einen Reiz. Corine, seine Brünette, sah wohl, daß man ihr die Eroberung neide. So erkannte sie ihren Wert,

und einige freundliche Blicke ließen den Jüngling alles hoffen.

Die Stunde des Aufbruchs kam. Corine erhob sich; er folgte ihr. „Sie wollen mich also begleiten?“ sprach sie, ihm die Hand reichend. „Ich sehe, wieviel Sie mir opfern. Ich raube Sie den schönsten Frauen von Athen.“

„Ich habe sie mir obenhin angesehen; sie schienen mir passabel.“

„Passabel? Ihre Lobsprüche sind mäßig! Sagen Sie von Cléonide, sie sei passabel? Diese großen Augen, die regelmäßigen Züge, die königliche Gestalt —, man glaubt, eine Göttin zu sehen!“

„Es ist wahr: die alternde Juno.“

„Sie sind boshaft! Was halten Sie von Amante? Dieser vielversprechende Blick, diese reizvolle Nonchalance, welche die Lust zu erwarten scheint . . .“

„Ja, ich würde sie zum Modell eines Gemäldes ‚Die versäumte Gelegenheit‘ erwählen.“

„Sie sind grausam. Ich will das Wort nicht wiederholen; es könnte zum Sprichwort werden.“ (Zehn Tage darauf war man im Begriff, Amantens Namen zu vergessen, und man nannte diese Dame nur noch ‚Die versäumte Gelegenheit‘). „Und Cephise?“ fuhr Corine in ihren Fragen fort; „ich habe Sie ertappt, wie Sie in ihrem Anblick versunken waren.“

„Ich betrachtete sie, wie man eine schöne Wachspuppe betrachtet.“

Indem sie die Gegenstände von Corinens Eifersucht durchhechelten, gelangten sie an ihr Haus. „Kommen Sie für einen Augenblick mit zu mir?“ fragte Corine, „es ist noch frühe; wir wollen ein wenig plaudern.“ Alcidonis war entzückt. Die Fee, die ihn bei Corine boshaft machte, wußte wohl, was sie tat. Die beste Schmeichelei für eine hübsche Frau ist eine Bosheit gegen ihre Nebenbuhlerin.

„Es verlangt mich,“ sprach Corine, als sie sich oben niedergelassen hatten, „alles Gute und Böse zu erfahren, das Sie von mir denken.“

„Wenn Sie etwas Böses an sich haben, so fehlt mir Zeit und Freiheit, es wahrzunehmen. Das viele Gute aber, das ich an Ihnen merke, versetzt mich in Entzücken, und es bedarf nur eines Wortes von Ihnen, um mich zum glücklichsten Menschen zu machen.“

„Wahrlich,“ rief sie, als sie ihn zu ihren Füßen sah, „nichts ist toller! Sie sehen mich von ungefähr, und sogleich behaupten Sie, mich zu lieben. Wissen Sie denn, ob ich diese Gesinnung verdiene?“

„Nein, Madame, ich weiß nichts. Sie sind vielleicht die grausamste, die flatterhafteste, die treuloseste Frau. Ich fürchte es, und doch wage ich mich in die Gefahr; es steht nicht bei mir, sie zu vermeiden. Und um alle Gerüchte vorwegzunehmen, die man Ihnen vielleicht zugetragen hat: ich will meinen Abschied im voraus unterzeichnen.“

„Sie geben also einer Frau, die eine Schwachheit für Sie fühlt, das Wort, ohne Geräusch wieder abzutreten, sobald sie in

Freundschaft zu Ihnen spricht: „Ich habe Sie geliebt; ich liebe Sie nicht mehr?“

„Mein Wort, schöne Corine! ich weiß zu leben, und Sie sollen mich prüfen.“

„So sei es denn! Doch erinnern Sie sich stets, daß ich mich nur für so lange verpflichte, Sie zu lieben, wie Sie mir gefallen!“

„Ich sehe wohl,“ sprach Alcidonis zu sich, „die weiße Flasche wird mir hier gute Dienste tun.“ Er irrte sich; er bedurfte keiner künstlichen Beruhigung; die Wirkung des rosafarbenen Elixiers erlosch bald von selbst. Er war noch bei Corine, als das Bild der anderen Schönheiten, die er bei Alcipe gesehen hatte, seinem Gedächtnis erschien. „Diese Frau“, sagte er, „ist lebhaft; das ist auch alles. Kein Gefühl, keine Zärtlichkeit. In Wahrheit, ich bin ein Narr, daß ich meine Seufzer an sie verschwende! Ich hätte besser getan, sie der schmachtenden Blondin zu widmen, die mir so zärtliche und rührende Blicke zuwarf! Corine spricht viel Übles von Cephise: also muß Cephise

ihre Tugenden haben. Corine soll erfahren, daß ich keiner von Denen bin, die man aus dem Hause jagt; ich kann so gut wie sie den Abschied geben.“

Er hatte nicht lange bei Corine gewelt, als er aufbrach, um sich zu Cephise zu begeben. Er sagte ihr dasselbe, was er der Brünetten gesagt hatte; allein er tat es mit mehr Mäßigung. „Ist es möglich!“ rief sie, ohne bewegt zu sein, „wie, Sie sind unglücklich, wenn ich Sie nicht liebe?“

„Unglücklicher, als ich zu sagen vermag.“

„Das tut mir leid; denn ich kann nicht lieben.“

„Wenn ich Sie es lehrte?“

„Sie würden mir einen Gefallen erweisen; ich fühle einige Neugierde. Es haben sich schon viele Männer versucht, und keinem ist es gelungen. Selbst mein Mann gab sich vergebens Mühe.“

„Ihr Mann, — das glaube ich! Doch hatten Sie Liebhaber?“

„Sehr viele und die besten, die zärtlichsten.“

„Waren diese Liebhaber glücklich?“

„Nein: sie beklagten sich alle, ich liebte sie nicht. Und es war nicht meine Schuld; ich tat, was ich konnte. Stellen Sie sich vor: einmal nahm ich vier zur gleichen Zeit; ich wollte sehn, ob ich unter vieren nicht wenigstens einen lieben könnte; alles umsonst.“

„Lassen Sie uns nicht allen Mut verlieren, mein liebes Kind: Sie müssen mich lieben!“

„Sie glauben es.“

„Haben Sie Gefühle?“

„Bisweilen, hier und da; doch nach einem Augenblick geht es vorüber.“

„Das ist eine Krankheit, in der Tat. Haben Sie, um davon zu genesen, der Venus Opfer gebracht?“

„Mein Gatte brachte deren viele; allein, er fand nach seiner Rückkehr stets die gleiche in mir, die er verlassen hatte.“

„Warum führte er Sie selbst nicht dahin?“

„Davor nahm er sich wohl in acht. Der Priester, der mich geweiht hätte, war jung.“

„Sie weihen? wissen Sie denn, wie die Zeremonie ist?“

„Ach nein, ich weiß nichts davon.“

„Wollen Sie, daß ich Sie unterrichte?“

„Sachte, mein Herr; Sie tun, als liebte ich Sie!“

„Und wie wollten Sie dessen gewahr werden, wenn wir nicht einen Versuch machen?“

„Ich habe wohl an tausend Versuche gemacht; das beweist nichts. Anfangs scheint mir immer, ich liebe und hernach, ich liebe nicht. Es ist besser, man wartet, bis es kommt; wenn es kommt, will ich's Ihnen sagen.“

Alcidonis machte täglich neue Fortschritte; allein noch war Cephise nicht auf dem Punkte angelangt, wo er sie haben wollte. Um ihre Einbildungskraft zu erhitzen, schlug er ihr den Besuch eines Festes vor, das der Venus zu Ehren gefeiert wurde. Sie willigte darein, doch mit der Bedingung, daß sie nicht geweiht würde. Um des Anstands willen begab sich jeder von ihnen

gesondert dahin. Mädchen und Knaben, als Amoretten gekleidet, sangen Hymnen zum Preise der Göttin und tanzten nach der Leier unter den Schatten des heiligen Haines, der den Tempel umgab.

Cephise war als erste gekommen und empfing den Alcidonis mit froher Miene: „Ich bringe gute Nachricht“, sprach sie; „die Göttin ist unseren Gebeten zuvorgekommen. Ich glaube, daß ich beginne, Sie zu lieben. Diese Nacht sah ich Sie im Traume; Sie waren sehr dringend, ich war lebhaft“ . . .

„Und? . . .“

„Das Übrige werde ich Ihnen beim Souper erzählen.“

„Beim Souper?“ versetzte Alcidonis; seine Mienen waren zerstreut, seine Blicke auf das Fest gerichtet. „Beim Souper, gut, ich bin es zufrieden . . . Ah, die schöne Tänzerin dort! mit welcher Anmut sie ihre zarten Füße wirft!“

„Wir werden allein sein; verstehen Sie?“

„Allein? ausgezeichnet. Ich möchte nur wissen, wer diese schöne Tänzerin ist!“

„Alcidonis, Sie hören mir nicht zu!“

„Entschuldigen Sie, ich höre! ich suche nur jemand, der mir sagt . . . Ah, Pamphile, auf ein Wort! Wissen Sie, wer dieses reizende Kind ist?“

„Das ist Chloe“, erwiderte Pamphile; „ich speise mit ihr zu Abend.“

„Mit ihr? heute noch?“

„Ja, sobald das Fest zu Ende ist.“

„Ich möchte dabei sein!“

„Das wird nicht gehen.“

„Ich beschwöre Sie, mein teurer Pamphile, im Namen unserer Freundschaft!“

„Sie vergessen, Alcidonis“, flüsterte Cephise ihm zu, die das Gespräch gehört hatte: „Sie speisen mit mir; ich sagte es Ihnen schon.“

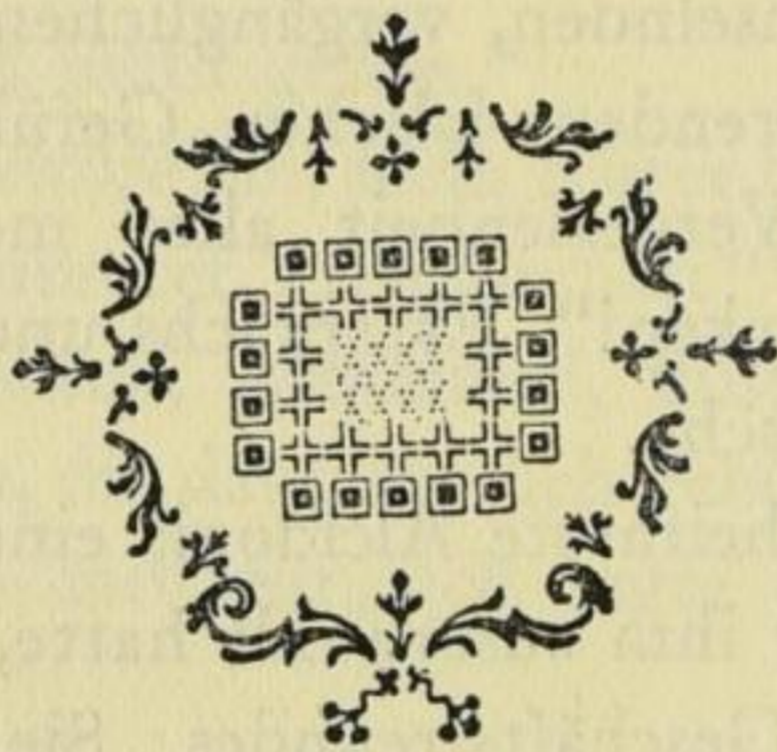
„Es ist wahr, das ist meine Absicht gewesen; doch ich hatte mich meinem Freunde Pamphile versprochen. Mein Wort ist heilig, ich darf es nicht brechen.“

Er kam zu Chloe; er fand sie eine Viertelstunde lang anbetungswürdig, einen Augenblick darauf abgeschmackt. Er besuchte die

Sängerin Phillise: einen ganzen Abend war er in sie verliebt, den folgenden Morgen ihrer überdrüssig. Es folgten noch viele Frauen, die er begehrte, bevor er sie kannte und die ihn langweilten, sobald er auf dem Punkte war, seinen Durst zu löschen. „Ach, wie ermüden die Phantasien!“ sprach er, „viele Wünsche und keine Befriedigung: das ist die Qual eines Tantalus! Ich will diese ewig wechselnden, vergänglichen und ewig wiederkehrenden falschen Gefühle bannen und die Vergessenheit aller meiner Torheiten trinken!“ Er sprach und leerte die weiße Flasche.

Später heiratete Alcidonis eine Frau, die sein Vater ihm auserwählt hatte, die Tochter eines Geschäftsfreundes. Sie war weder schön noch häßlich, Alcidonis liebte sie nicht, noch verabscheute er sie; er fragte nicht danach und sie betrog ihn nicht mehr, als es Brauch war in Megara. Erinnernte er sich aber in den Jahren seiner Reife der Flaschen, welche die Fee ihm geschenkt, und der Abenteuer, welche er in Athen erlebt

hatte, da sprach er zu sich: „Man soll sich vor Feen und vor galanten Frauen hüten: Diese beschäftigen einen mehr als sie es verdienen, und jene sind nur darauf bedacht, ihre Schützlinge mit Gaben zu beschweren, deren Genuß der Natur und den Pflichten eines ehrlichen Megarensers widerstrebt.“





H. Gravelot invenit.

J.F. Rousseau Sculp.

LE CONNOISSEUR



D E R K E N N E R

Celicourt war seit dem fünfzehnten Jahre in seiner Provinz das, was man ein Wunderkind nennt. Er machte die galantesten Verse von der Welt. In der Nachbarschaft war keine artige Frau, die er nicht besungen hatte und die nicht überzeugt war, daß seine Augen noch mehr Witz besäßen als seine Gedichte. Es war schade, solche Talente in einer kleinen Stadt vergraben zu sehen. Paris sollte der Schauplatz sein und man bewog den Vater, ihn nach Paris zu schicken. Dieser Vater war ein ehrlicher Mann, der den Verstand liebte, ohne selbst welchen zu besitzen und alles, was aus der Hauptstadt kam, bewunderte, ohne zu wissen warum. Er hatte sogar gelehrte Bekanntschaften daselbst und unter denen, welche Briefe mit ihm wechselten, war ein gewisser Kenner, namens Herr von Fintac: diesem ward Celicourt vornehmlich empfohlen.

Fintac empfing den Sohn seines Freundes mit der Güte eines Beschützers. „Mein Herr,“ sprach er zu ihm, „ich habe von Euch reden hören: ich weiß, daß Ihr in der Provinz einigen Erfolg hattet; doch in der Provinz sind die Künste und Wissenschaften noch in der Wiege. Ohne den Geschmack bringen Witz und Genie nichts als unförmliche Sachen hervor, und nur in Paris herrscht der Geschmack. Fanget also damit an, daß Ihr Euch fest einbildet, Ihr seid eben jetzt erst geboren und vergesst alles, was Ihr gelernt habt.“

„Was würde ich nicht vergessen!“ antwortete Celicourt und warf seine Blicke auf eine Nichte von achtzehn Jahren, welche der Kenner bei sich hatte. „Ja, mein Herr, ich fange erst heute an zu leben. Ich weiß nicht, welcher Zauber hier wirkt; ich fühle ganz unbekannte Fähigkeiten in mir entstehen: es kommt mir vor, als bekäme ich neue Sinne, eine neue Seele!“

„Gut!“ schrie Fintac, „das ist ein Enthusiasmus! Er ist zum Dichter geboren, und

aus diesem Merkmal allein schließe ich und stehe dafür, daß er ein Dichter wird.“

„Das ist keine Poesie,“ wandte Celi-court ein, „es ist die bloße ungekünstelte Natur.“

„Desto besser! das ist das wahre Talent. Und in welchen Jahren habt Ihr dieses göttliche Feuer zuerst gefühlt?“

„Ach, mein Herr, ich bemerkte einige Funken davon allerdings schon in der Provinz; diese lebhaft schnelle Hitze aber, die mich in dem Augenblick ergreift, habe ich noch nie gefühlt.“

„Das ist die Luft von Paris.“

„Es ist die Luft Eures Hauses: ich bin in dem Tempel der Musen.“ Der Kenner fand die glücklichsten Gaben bei dem Jüngling.

Agathe, das schalkhafteste, artigste Mädchen, verlor nicht ein einziges Wort von dieser Unterredung und gab durch gewisse verstohlene Blicke und durch ein Lächeln, das ihre Lippen nur obenhin berührte, dem Celi-court zu verstehen, daß sie seine zweideu-

tigen Antworten wohl begreife. „Ich weiß es Eurem Vater Dank,“ fuhr der Kenner fort, „daß er Euch zu mir in einem Alter geschickt hat, da das Naturell eines Menschen noch gelehrig ist und den Einfluß des Guten annimmt; aber hütet Euch vor der Wirkung des Bösen. Ihr werdet in Paris mehr falsche Kenner als gute Kunstrichter antreffen. Fraget nicht jedermann um Rat und haltet Euch an die Einsicht eines Mannes, der noch in keiner Sache geirrt hat!“ Celicourt, der sich nicht einbildete, daß man sich selbst mit solcher Dreistigkeit loben könnte, hatte die Einfalt zu fragen, wer dieser unfehlbare Mann wäre. „Das bin ich“, antwortete Fintac mit zuversichtlicher Stimme. „Ich habe mein Leben mit all dem zugebracht, was Künste und Wissenschaften an Bedeutendem haben; ich habe mich seit vierzig Jahren geübt, in den Werken des Witzes und des Geschmacks die wirklichen und dauerhaften Schönheiten von den Schönheiten der Mode und des Vorurteils zu unterscheiden. Ich sage es, weil

man es weiß, und weil es keine Prahlerei ist, eine bekannte Tatsache zu gestehen.“

So sonderbar diese Sprache war, Celicourt achtete dessen kaum: ein wichtigeres Objekt beschäftigte ihn. Agathe hatte ihn zuweilen ihrer Blicke gewürdigt und ihre Augen schienen ihm die verbindlichsten Dinge zu sagen; war es aber ihre natürliche Lebhaftigkeit oder das Vergnügen, ihren Triumph zu sehen, wodurch die Augen so feurig wurden? Dies mußte man erforschen. Celicourt bat also den Kenner um die Erlaubnis, ihn oft zu besuchen und Fintac lud ihn dazu ein.

Bei dem zweiten Besuche mußte der Jüngling warten, bis der Kenner sich sprechen ließ und indessen mit der Unterhaltung der lebenswürdigen Nichte vorliebnehmen. Sie machte deswegen einige Entschuldigungen und er antwortete, sie seien unnötig. „Mein Herr,“ sprach Agathe, „mein Onkel ist von Euch bezaubert.“

„Das ist für mich ein schmeichelhafter Erfolg. Es gibt aber etwas, Mademoiselle, das mich weit mehr rühren würde.“

„Mein Onkel sagt, daß aus Euch etwas werden könne.“

„Ach! warum denkt Ihr nicht ebenso?“

„Es geschieht oft, daß ich mit meinem Onkel gleicher Meinung bin.“

„Helft mir also, seine Güte verdienen!“

„Mir will scheinen, Ihr bedürftet keines Gehilfen.“

„Verzeiht mir: ich weiß, daß große Männer meist etwas Sonderbares, manchmal sogar Schwächen an sich haben. Um ihrem Geschmack, ihren Meinungen, ihrem Charakter zu schmeicheln, muß man sie kennen; um sie zu kennen, muß man sie studieren und wenn es Euch beliebt, schönste Agathe, so könntet Ihr mir diese Mühe abkürzen. Denn was betrifft es? Man will die Gunst Eures Onkels gewinnen; nichts in der Welt ist unschuldiger.“

„So ist es in der Provinz gebräuchlich, sich mit den Nichten zu verstehen, um bei den Onkeln gut angeschrieben zu sein? Das ist in der Tat nicht übel!“

„Ich sehe dabei nichts, als was sehr begreiflich ist.“

„Allein, wenn mein Onkel etwas Besonderes oder gar Schwächen an sich hätte, müßte ich Euch darüber unterrichten?“

„Warum nicht? hättet Ihr mich denn im Verdacht, daß ich das Vertrauen mißbrauchte?“

„Nein: nicht das Vertrauen, wohl aber die Nichte.“

„Ich bin unbescheiden, ich gestehe es und bitte um Verzeihung.“

„Nein, ich bin im Unrecht, da ich die Sache bedenklicher mache als sie ist. Höret also: Mein Onkel ist ein ganz guter Mann und er würde nie etwas mehr geworden sein, wenn man ihm nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er sich auf alles verstehe, daß er über Künste und Wissenschaften urteilen könne und der Führer, Richter und Lehrer der Talente sei. Das schadet niemand, uns aber zieht es einen Haufen von albernen Toren auf den Hals, welche mein Onkel in seinen Schutz nimmt und mit denen er das

lächerliche Monopol auf Geist teilt. Es wäre für seine Ruhe zu wünschen, daß er dieses Hirngespinnst verlasse: denn es scheint, als machte das Publikum sich ein Vergnügen daraus, niemals von seiner Meinung zu sein, und jeden Tag gibt es neue Auftritte.“

„Ihr betrübet mich.“

„Seht, das sind alle unsere Familiengeheimnisse, und nun haben wir nichts mehr vor Euch verborgen.“ Als sie schloß, meldete man Celicourt, der Kenner warte seiner.

Das Kabinett, worein man ihn führte, kündigte die Mannigfaltigkeit von Fintacs gelehrten Bemühungen und die Menge seiner Kenntnisse an. Die Wände waren von aufgehäuften Folianten, entfaltetem Kupferstichen, verstreuten Landkarten und Manuskripten verdeckt; auf einem Tische lag ein aufgeschlagener Tacitus neben einer Begräbnislampe und vielen alten Münzen; weiterhin stand ein Teleskop auf seinem Gestell, der Grundriß zu einem Gemälde, ein Modell in Wachs und von dem Fußboden bis an die Decke Fächer, voll von

Büchern. Der junge Mensch wußte nicht, wo er den Fuß hinsetzen solle, und seine Verwirrung bereitete dem Kenner ein ausnehmendes Vergnügen. „Verzeiht die Unordnung!“ sprach er zu ihm, „hier ist mein Studierzimmer; ich muß dieses Zeug alles bei der Hand haben. Glaubet aber ja nicht, daß die gleiche Unordnung in meinem Kopfe sei: alles darin ist an seinem Orte; die Vielfältigkeit, die Menge selbst richtet darin keine Verwirrung an.“

„Das ist wunderbar!“ sprach Celicourt, der nicht wußte, was er redete: denn er war noch mit Agathe beschäftigt.

„O gewiß, es ist wunderbar!“ erwiderte Fintac, „manchmal erstaune ich selbst, überlege ich die mechanische Verfassung des Gedächtnisses und die Art und Weise, wie die Ideen sich ordnen und klassifizieren, sobald sie entstehen. Es scheint, als gebe es Fächer für jede Gattung menschlicher Kenntnisse. Wer zum Beispiel kann mir erklären, wie mir mitten unter der Menge von Dingen, die mir durch den Kopf ge-

gangen, die Erinnerung dessen, was ich jüngst von der Wiederkehr des Schwanzsternes gelesen habe, im gegebenen Augenblick wieder einfallen kann? Denn Ihr werdet wissen, daß ich es war, der unsere Sternkundigen geweckt hat.“

„Ihr, mein Herr?“

„Ja, sie dachten nicht daran und wäre ich nicht gewesen, so würde der Komet incognito über unsern Horizont gewandelt sein. Ich habe mich dessen nicht gerühmt, das könnt Ihr glauben: ich sage es Euch im Vertrauen.“

„Und warum beraubet Ihr Euch des Ruhmes einer so wichtigen Entdeckung?“

„Wollte ich alles zurückfordern, was man mir gestohlen hat, ich käme nicht zum Ende. Überhaupt, mein Sohn, müßt Ihr wissen: Die Lösung eines Problems, eine Entdeckung, ein Gedicht, eine Rede, ein Gemälde gehört nicht immer, wie man glaubt, Dem zu, der dem Werke seinen Namen gibt. Denn was ist der Zweck eines Kenners? Die Talente zugleich aufzumun-

tern und zu erleuchten. Die Idee eines Reliefs, die Komposition eines Gemäldes, die Schönheit einer Tragödie mag von dem Künstler und Verfasser oder von mir herühren; das ist für den Fortschritt der Kunst gleichgültig: und dieser allein liegt mir am Herzen. Sie kommen zu mir, ich sage Ihnen meine Gedanken; Sie hören mich, Sie machen es sich zunutze: das ist gut so und ich bin belohnt, wenn Sie Erfolg haben.“

„Nichts kann schöner sein,“ antwortete Celicourt: „die Künste müssen Euch als Ihren Apoll betrachten! Und was macht Mademoiselle Agathe? Ist sie so gütig, Ihre Muse zu sein?“

„Nein, meine Nichte ist ein dummes Mädchen. Ich habe sie sorgfältig erziehen wollen; allein, sie findet keinen Geschmack am Studieren. Ich hatte sie ermahnt, sich auf die Geschichtskunde zu legen: sie hat mir meine Bücher zurückgegeben und mir gesagt, es lohne der Mühe nicht, so Vieles zu lesen, nur um durch alle Jahrhunderte eine Menge berühmter Narren und frecher Schelme

kennenzulernen, die mit einem Haufen dummer Menschen ihren Spaß treiben. Ich versuchte, ob sie mehr Lust an der Beredsamkeit hätte; sie behauptete aber, Cicero, Demosthenes und andere wären nichts als geschickte Marktschreier und es brauchte nicht so vieler Worte, wenn man Gründe hätte. Was die Sittenlehre betrifft, so glaubt sie, sie auswendig zu wissen und hält ihren Pflegevater Lucas für ebenso weise wie Sokrates. Nur die Poesie dient ihr noch manchmal zum Zeitvertreib, doch zieht sie die Fabel dem erhabenen Gedichte vor und sagt Euch offen, daß sie lieber die Tiere eines La Fontaine als alle Helden eines Homer und Virgil reden höre. Mit einem Wort: sie ist in ihrem achtzehnten Jahre noch ein Kind, und bei der ernsthaftesten und wichtigsten Unterredung werdet Ihr sie oft mit Kleinigkeiten beschäftigt sehen; ja, sie wird verdrießlich, sobald man ihre Aufmerksamkeit fesseln will“. Celicourt lachte bei sich und nahm Abschied von Herrn Fintac, welcher ihn für morgen mittag einlud.

Der junge Mensch war so froh, daß er die ganze Nacht nicht schlief. Mit Agathe zu speisen! Das war der schönste Tag seines Lebens. Er kommt an: man hätte glauben sollen, Apoll erscheine, so schön, so jung, so heiter war seine Miene. Wenn nur Fintacs Parnaß besser bestellt gewesen wäre! allein, da dieser bloß Menschen um sich haben wollte, die ihm als einem Beschützer schmeichelten und vor ihm krochen, so kamen auch nur solche zu ihm, denen es selbst vor einem Fintac zu kriechen ziemt.

Er stellte ihnen den Celicourt als einen jungen Dichter vor, der der schönsten Hoffnungen würdig sei und ließ ihn bei Tisch zu seiner Rechten sitzen. Sogleich waren alle Augen voll Neid auf ihn gerichtet. Jeder von den Gästen glaubte, seinen Platz von ihm usurpiert zu sehen und schwur in seinem Herzen, sich zu rächen und die erste Arbeit, die Celicourt veröffentlichen würde, schlecht zu rezensieren. Indes wurde Celicourt von allen diesen Herren mit der größten Freundlichkeit empfangen, und er hielt sie

für die ehrlichsten Leute der Welt. Ein neuer Ankömmling erregte ihren gelehrten Eifer; der Witz spannte alle Segel auf; man richtete das ganze Reich des Geistes, und weil es billig ist, Lobsprüche unter die Kritiken zu mengen, so lobte man alle Verstorbenen und lästerte alle Lebenden; es versteht sich: alle Lebenden, die nicht mit bei der Mahlzeit waren. Die neuen Werke, welche, ohne Herrn von Fintac vorgelegt zu werden, dennoch Beifall erhielten, konnten nur einen Tag blühen; alle, die er mit seinem Beifall ausgezeichnet hatte, mußten in die Unsterblichkeit eingehen, das Jahrhundert mochte davon urteilen, was es wollte. Man durchlief alle Fächer der Literatur, und um der Gelehrsamkeit und der Kritik einen stärkeren Schwung zu geben, so brachte man die ganz neue Frage aufs Tapet, wer den Vorzug verdiene: Corneille oder Racine. Man sagte die herrlichsten Dinge bei dieser Gelegenheit, als die kleine Nichte, die bisher nicht ein Wort geredet hatte, die ungekünstelte Frage tat, ob eine Orange oder ein

Pfirsich am besten schmecke. Der Oheim errötete ob ihrer Einfalt, und die Gäste schlugen die Augen nieder, ohne auf diesen albernen Vergleich zu antworten. „Nichte,“ sagte endlich Fintac, „in Eurem Alter muß man hören und schweigen!“ Agathe sah den Celicourt, der sie wohl begriffen hatte, mit einem unbemerkten Lächeln an; sein Gegenblick tröstete sie über die Verachtung dieser Versammlung. Ich habe vergessen zu melden, daß er ihr gegenüber saß, und man wird es verstehen, daß er wenig zuhörte, was um ihn her geschwätzt wurde. Der Kenner hingegen, Celicourts Physiognomie prüfend, fand ein sonderbares Feuer darin. „Seht,“ sprach er zu seinen Witzlingen, „seht, wie das Talent hervorbricht!“ „Ja,“ antwortete einer, „man sieht es transpirieren wie das Wasser durch die Löcher einer Dampfkugel.“

Fintac ergriff den Celicourt bei der Hand: „Gesteht es nur, solche Gastmähler gibt es nicht in den Städten Eurer Provinz. Aber das ist noch nichts: es gibt Tage, da diese

Herren noch hundertmal mehr Witz haben. Hier, junger Fuchs, könnt Ihr lernen, wie man Schriftsteller werden muß.“ Der junge Fuchs war geschickt genug, Agathens Blick aufzufangen, in der Hoffnung, bald von ihr zu lernen; und zwar einiges von dem, was die jungen Mädchen der Hauptstadt vor den Provinzlerinnen voraus haben.

Nach dem Essen lustwandelte man in dem Garten. Der Kenner hatte darin alle seltenen Gewächse zusammengebracht, die man überall findet. Während man diese Wunder mit Erstaunen betrachtete, waren Agathe und Celicourt wie von ungefähr in einer Allee zusammengekommen. „Schönste Agathe,“ sagte der junge Mensch, ihr eine Rose weisend, „wäre ich einer jener vollendeten Dichter, mit denen wir bei Tische saßen, ich würde Eure Schönheit mit dieser Rose vergleichen. Da ich aber noch jung bin und die Pflicht habe, die Welt der Poesie durch neue Bilder zu bereichern, so sage ich: mein heißester Wunsch ist, Ihr wäret eine Fuchshöhle.“

„Seid Ihr närrisch?“ rief Agathe verwundert, „ich eine Fuchshöhle?“

„Herr Fintac beliebte, mich einen Fuchs zu nennen; und diese kleinen netten Tiere pflegen in ihre Höhle zu kriechen, wenn sie traurig sind.“ — Agathe errötete bei dieser Antwort. Im selben Augenblick kam ihr Onkel mit zwei Witzlingen nahe vorbei, ohne bemerkt zu werden. „Vortrefflich!“ ertönte unvermutet seine Stimme, und er erschien hinter einem Busch. „Vortrefflich, das ist Poesie! Das Bild des Fuchses ist von einer Lebhaftigkeit, die eines van Huysum würdig wäre; ein kleines Gemälde von Boucher, so frisch, so galant wie eines in der Welt: *Ut pictura poesis*. Mutig, mein Sohn! die Allegorie ist wohlausgeführt; wir wollen etwas aus Euch machen. Agathe, ich bin mit Eurem Gespräche zufrieden und der Herr von Léxergue hier ist ebenso erstaunt wie ich.“ — „Gewiß,“ sagte dieser, „es ist in Eurer Rede etwas Anakreontisches. Der Einfluß Eures Oheims macht sich bereits geltend; er sagt nichts, was nicht nach dem

klassischen Altertume schmeckte.“ Herr Lucide fand in Celicourts Erdichtungen das *Molle atque facetum*. „Man muß“, sprach Fintac, „diese kleine Szene vollenden, man muß sie in Verse bringen; das wird etwas Artiges werden.“ Celicourt sagte, um sie zu vollenden, habe er Agathens Hilfe vonnöten, und damit die Wendungen natürlich und ungezwungen ausfielen, ließ man die beiden wieder allein.

Nach einer halben Stunde unterbrach man sie von neuem, und der Kenner fragte den Celicourt, ob das Dichten gut gegangen sei. Er sei, erwiderte Celicourt, nahe daran gewesen, die Verse zueinander zu passen. „Es tut mir leid“, sprach Fintac, „daß ich Euch gestört habe. Nichts ist so schwer, als den Leitfaden der Natur wieder zu erhaschen, wenn man ihn einmal hat fahren lassen. Vermutlich ist das einfältige Mädchen schuld daran, daß Ihr das Werk in dieser Zeit nicht vollendetet, weil sie Euch nicht begriffen hat. Sie hat manchmal einen Schein, aber er vergeht bald. Man muß

hoffen, daß sie wenigstens durch den Ehestand sich bilden werde.“

„Ihr wollt sie verheiraten?“ fragte Celicourt mit zitternder Stimme. — „Ja,“ antwortete Fintac, „und ich zähle auf Euch, um dieses Fest würdig zu feiern. Ihr habt den Léxergue gesehen; er ist ein Mann von großem Verstand und tiefer Gelehrsamkeit. Ihm will ich meine Nichte geben. Ein Mensch, der so ernsthaft, so fleißig ist wie Herr Léxergue, bedarf eines Zeitvertreibs. Er ist reich, er liebt das Mädchen, und in acht Tagen soll er sie heiraten; allein, er will es geheimgehalten wissen, und meine Nichte selbst weiß noch nichts davon. Da Ihr diese Verbindung besingen sollt, so habe ich das Geheimnis Euch eröffnen müssen. *O Hymen! O Hymenäus!* Ihr versteht mich? Ich meine ein Hochzeitsgedicht; jetzt habt Ihr eine Gelegenheit, Euch hervorzutun.“

Celicourt war über alles, was er gehört hatte, äußerst bestürzt und brannte vor Ungeduld, Agathen zu sprechen. „Ach! Mademoiselle,“ sagte er, „ich bin voller Verzweiflung!“

„Was habt Ihr denn?“

„Ich bin verloren; Ihr heiratet Léxergue.“

„Wer hat Euch die Possen erzählt?“

„Herr von Fintac selbst.“

„Im Ernst?“

„Er hat mir aufgetragen, das Hochzeitsgedicht zu machen.“

„Wird es schön sein?“

„Ihr lacht! Es kommt Euch erfreulich vor, Herrn Léxergue zu heiraten!“

„Sehr erfreulich!“

„Ach, Grausame! wenigstens habt Mitleid mit einem Menschen, der Euch anbetet und Euch verliert!“

Agathe unterbrach ihn, als er ihr zu Füßen fiel: „Fasset Euch und laßt sehen, was Euch in Verzweiflung setzt!“

„Euer ruhiges Wesen, Grausame!“

„Ihr wollt also, ich soll mich über ein Unglück härmern, das ich nicht fürchte?“

„Ich sage Euch aber, daß Eure Heirat mit Léxergue eine ausgemachte Sache ist.“

„Wie kann man ohne mich eine Sache ausmachen, die ohne mich nicht geschehen kann?“

„Aber wenn Euer Onkel sein Wort gegeben hat?“

„So wird er es wieder zurückziehen.“

„Wie? solltet Ihr den Mut haben? . . .“

„Den Mut haben, nicht ja zu sagen? das ist eine entsetzliche Kühnheit!“

„O, ich bin vor Freude außer mir!“

„Und Eure Freude ist eine solche Torheit wie Eure Betrübniß.“

„Ihr werdet also Léxergue nicht gehören!“

„Und? . . .“

„Mir werdet Ihr gehören!“

„Ohne Zweifel, da ist kein Ausweg: wer Léxergue nicht zum Manne nimmt, der muß Euch nehmen: das ist klar. In Wahrheit, Ihr schwatzt wie ein Poet aus der Provinz. Geht jetzt zu meinem lieben Onkel, damit er nicht merke, daß Ihr mir das Geheimniß verraten habt.“

Indessen kam der bestimmte Tag, da man ihre Heirat mit Léxergue ihr ankündigen

mußte. Der Antiquarius besucht sie, findet sie allein und erklärt ihr seine Liebe, die sich auf die Einwilligung ihres Onkels gründet. „Ich weiß,“ erwidert sie ihm, „daß Ihr mich im Profile liebt; ich aber will einen Mann, den ich ins Gesicht lieben kann. Um offen zu sprechen: Ihr seid nichts für mich. Ihr schwatzt mir von der Einwilligung meines Onkels; doch ohne meine Einwilligung werdet Ihr mich nicht heiraten, und ich glaube, Euch versichern zu können, daß Ihr diese in Eurem Leben nicht erhalten werdet.“ Léxergue mochte ihr vorsagen, so gut er konnte, daß sie in seinen Augen mehr Reize hätte als die mediceische Venus; Agathe wünschte ihm Liebesgöttinnen aus dem Altertum und versicherte ihm, sie sei von anderer Art.

Der Antiquarius sah sich durch diese abschlägige Antwort bis auf den Tod beleidigt und beeilte sich, sie dem Oheim wörtlich zu wiederholen. Fintac, der sein Ansehen und seine Macht bedroht sah, ergrimmete über seiner Nichte Widersetzlichkeit. Er tat

mehr, als was möglich war, sie zu überwinden: doch er brachte keine andere Antwort aus ihr, als daß sie keine Münze wäre, und im Zorn erklärte er endlich, sie solle keinen anderen Mann bekommen. Das war nicht das einzige Hindernis zu der Glückseligkeit unserer Verliebten. Celicourt hatte nur einen kleinen Teil von einer kleinen Erbschaft zu erhoffen, und Agathe konnte auf niemand als ihren Onkel zählen, welcher jetzt mehr als jemals abgeneigt war, sich seines Vermögens ihr zuliebe zu entäußern.

Die List eines liebenden Mädchens aber fand den Weg zur glücklichen Lösung. Es ist sonderbar: eine junge Frau vermag naiv zu erscheinen, wenn Naivetät ihr gut zu Gesichte steht; verlangt es aber ihr Vorteil, so ist sie klüger als ein Philosoph, schlauer und skrupelloser als ein Diplomat. Hätte das Liebesglück einer Dame davon abgehungen, — der Lehrsatz des Pythagoras wäre schon gefunden gewesen, als dieser weise Mann zur Welt kam, und er hätte sich um eine andere Entdeckung bemühen müssen, wollte

er seinen Namen unsterblich machen. Und was die bisher nicht gelösten Probleme der Mathematik anlangt, so schließe man diese oder jene verliebte Frau von mittelmäßigem Verstande in eine Zelle und sage ihr: „Du wirst deinen Freund erst wiedersehen, bis du die Quadratur des Zirkels gefunden hast!“ — ich wette, daß ihr gelingen wird, was alle Mathematiker vergeblich versuchten. — Zu Celicourt, der nahe daran war zu verzweifeln, sprach Agathe: „Schmeichelt meinem Onkel; macht ihn von Eurem Lob trunken und verberget ihm sorgfältig, daß wir einander lieben. Wir dürfen deswegen nicht oft zusammenkommen, und Ihr könnt mir nur manchmal im Vorbeigehen von Eurem Verhalten Nachricht geben.“ — Fintac konnte seinen Unwillen gegen seine Nichte dem Celicourt nicht verschweigen. „Sollte sie etwa“, sagte er, „eine geheime Neigung hegen? Wenn ich es wüßte . . . Doch nein, sie ist eine kleine Närrin, die nichts liebt, nichts empfindet. Wenn sie mit meiner Erbschaft rechnet, so betrügt sie sich: ich werde

meine Wohltaten besser anzulegen wissen.“
Der junge Mensch erschrak über des Onkels Drohungen und wartete die Gelegenheit ab, da er der Nichte davon Nachricht geben konnte. Sie lachte nur dazu.

„Er ist ganz wild und aufgebracht wider Euch, meine liebe Agathe.“

„Das ist mir einerlei.“

„Er will Euch enterben.“

„Sprecht wie er; gewinnet sein Vertrauen und laßt Zeit und Liebe wirken!“

Celicourt befolgte Agathens Rat, und bei jeder Schmeichelei, die er dem Fintac sagte, entdeckte dieser neue Verdienste in ihm.

„Die Schärfe des Verstandes, die Einsicht dieses jungen Menschen ist in seinem Alter ohne Beispiel“, sagte Fintac zu seinen Freunden. Kurz, sein Zutrauen zu Celicourt ward endlich so groß, daß er glaubte, ihm anvertrauen zu können, was er das Geheimnis seines Lebens nannte: es war eine Tragödie, die er gedichtet hatte und die jemandem vorzulesen er sich nicht getraute, aus Furcht, seinen Ruhm zu gefährden.

Nachdem er sich von Celicourt unverletzliches Stillschweigen hatte geloben lassen, bestellte er ihn für den nächsten Tag. Er bat ihn, bis dahin keine Speise zu sich zu nehmen, um dem Werke mit reiner Seele entgegenzutreten zu können. Bei dieser Nachricht frohlockte Agathe. „Das geht gut,“ sprach sie, „getrost; verdoppelt die Dosis Weihrauch! das Stück mag gut oder schlecht sein, Ihr müßt es für das vortrefflichste in der Welt halten.“

Als Fintac mit dem jungen Menschen allein war, verschloß und verriegelte er die Türe seines Studierzimmers. Hierauf entnahm er das kostbare Manuskript einem Kästchen und las die frostigste und abgeschmackteste Komödie mit enthusiastischem Feuer vor. Es tat dem jungen Menschen grausam weh, daß er einem so albernen Zeug seinen Beifall geben sollte; doch Agathe hatte es ihm befohlen. Er klatschte also in die Hände, und der Kenner war entzückt. „Gesteht,“ sagte er am Ende, „gesteht es nur, daß es ein schönes Stück ist!“

— „Ja gewiß, sehr schön.“ — „Nun, es ist Zeit, Euch zu sagen, warum ich Euch zu meinem einzigen Vertrauten erwählt habe. Ich brenne schon lange vor Begierde, dieses Stück auf der Bühne zu sehen: aber es darf nicht unter meinem Namen geschehen.“ Celicourt entsetzte sich bei diesen Worten. „Ich habe“, fuhr jener fort, „mich niemand vertrauen wollen: Euch aber finde ich dieses Merkmals meiner Freundschaft würdig. Ihr sollt meine Arbeit für die Eure ausgeben; ich bescheide mich mit dem Vergnügen, es aufgeführt zu sehen, und Euch lasse ich die Ehre.“ Der Gedanke, das Publikum täuschen zu wollen, hätte den jungen Menschen allein schon erschrecken können; noch weit schrecklicher aber dünkte es ihn, ein so erbärmliches Werk unter seinem Namen erscheinen und fallen zu sehen. Von dem Antrag bestürzt, wehrte er sich lange Zeit, doch sein Widerstand war vergebens. „Da ich Euch“, sagte Fintac, „mein Geheimnis eröffnet habe, so verpflichtet Euch die Ehre selbst, mir mein

Gesuch zu gewähren. Für das Publikum ist es einerlei, ob ein Stück von Euch oder von mir kommt, und diese freundschaftliche Lüge kann niemand schaden. Mein Stück ist mein Gut; ich gebe es Euch: die späteste Nachwelt selbst wird nichts davon erfahren. Wenn Ihr noch Bedenken traget, dieses Werk für Eures auszugeben, so muß ich glauben, daß Ihr es schlecht findet, daß Ihr mich mit Euern Lobsprüchen nur habt betrügen wollen und daß Ihr weder meiner Freundschaft noch meiner Hochachtung würdig seid.“ Wozu hätte sich Agathens Liebhaber nicht entschlossen, ehe er ihres Onkels Haß sich zugezogen hätte? Er versicherte ihm, daß er nur durch rühmliche Beweggründe zurückgehalten werde, und bat ihn um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

„Er hat mir das Stück vorgelesen!“ rief er, als er zu Agathe kam.

„Nun wohl!“

„Es ist schlecht.“

„Ich wußte es.“

„Er will haben, ich soll es unter meinem Namen auf die Bühne bringen.“

„Was sagt Ihr?“

„Er will, ich soll es für meine Arbeit ausgeben.“

„Ach, Celicourt, dem Himmel sei Dank! Habt Ihr den Vorschlag angenommen?“

„Nein, noch nicht: aber ich werde dazu gezwungen werden.“

„Desto besser.“

„Ich sage Euch: das Stück ist abscheulich!“

„Desto besser!“

„Es wird ausgepiffen werden!“

„Desto besser, sage ich Euch! Ihr müßt in alles willigen.“ Celicourt konnte vor Unruhe und Schmerzen nicht einschlafen. Den anderen Tag kam er zu dem Onkel und sagte ihm, es gäbe nichts in der Welt, das er nicht unternehmen wollte, um ihm zu gefallen. „Ich will“, sprach der Kenner, „Euch nicht leichtsinnigerweise einer Gefahr aussetzen. Schreibet das Stück eigenhändig ab; leset es unseren Freunden vor:

es sind vortreffliche Kunstrichter, und wenn sie seine Aufnahme nicht für unfehlbar halten, so seid Ihr zu nichts weiter verbunden; ich verlange von Euch nur, daß Ihr es studiert, um es gut zu lesen.“ Diese Vorsicht machte dem jungen Menschen wieder einige Hoffnung. „Ich soll“, sagte er zu Agathe, „sein Stück seinen Freunden vorlesen; wenn sie es für schlecht erkennen, so spricht er mich von der Aufführung frei.“

„Sie werden es für gut erkennen, und das ist um so besser: wir würden verloren sein, wenn sie das Gegenteil täten.“

„Erkläret Euch!“

„Gehet nur, man darf uns nicht beisammen antreffen.“ Was sie vorausgesagt hatte, das geschah. Als die Kunstrichter versammelt waren, kündigte der Kenner ihnen dieses Stück als ein Wunder an. Der junge Dichter las sehr gut, und man ward nach Fin-tacs Beispiel bei jedem Vers entzückt; man klatschte bei jeder Szene in die Hände. Als Celicourt geendet hatte, überschrie ein Lob das andere: man fand darin den Witz

eines Aristophanes, die Komik eines Plautus, die Zierlichkeit Marmontels, und man wußte nicht, welches Stück von Molière man ihm an die Seite stellen sollte. Nach dieser Probe wäre jede Mühe, die Aufführung zu verhindern, vergeblich gewesen. Während die Schauspieler das Stück studierten, lief Fintac von Haus zu Haus, um die Gemüter zugunsten des jungen Dichters vorzubereiten.

Endlich kommt der große Tag, und der Kenner gibt seinen Freunden ein Mittagmahl. Nach dem Essen umarmen die Freunde den Celicourt auf das zärtlichste und sagen ihm, sie gingen ins Theater, mehr um Zeugen, als um Werkzeuge seines Triumphes zu sein. Sie begeben sich wirklich dahin; man spielt das Stück; es ist noch nicht zu Ende gebracht, und das erste Zeichen des Unwillens wird von ihnen selbst gegeben.

Fintac zitterte und war blaß wie der Tod: allein die ganze Zeit über, da das Stück sich hielt, gab sich der zärtliche und unglückliche

Vater eine unglaubliche Mühe, die Zuschauer zu ermuntern, seinem Kinde beizustehen. Er sah es endlich sterben; er erlag den Schmerzen; er schleppte sich beschämt, entkräftet in seine Kutsche und klagte es dem Himmel, daß er in einer so barbarischen Zeit ihn hatte geboren werden lassen. Und wo war der gute Celicourt? Ach! man hatte ihm die Ehre angetan, ihm die Gitterloge anzuweisen, wo er, wie auf einem Gebinde von Dornen, sein angebliches Stück in dem ersten Aufzuge wanken, in dem zweiten sinken und im dritten fallen sah. Fintac hatte ihm versprochen, ihn abzuholen und er hatte es vergessen. Was sollte er tun? Wie durch den Haufen fortschleichen, ohne daß man ihn erkannte und mit Fingern auf ihn wies? Erst als er den Schauplatz leer und die Lichter ausgelöscht sah, faßte er Mut und stieg hinab; seine Bestürzung machte ihn kenntlich, und er vernahm von allen Seiten: ‚Das ist er gewiß; ja, das ist er; er ist’s! Der arme Schelm! Es ist schade um ihn! Er wird es ein andermal besser machen.‘ Er

bemerkte in einem Winkel einige ausgezischte Autoren, die ihren neuen Genossen verhöhnten. Er sah auch Fintacs Freunde, welche über seinen Fall triumphierten und ihm den Rücken zukehrten. Von Scham gebeugt, begab er sich zu dem wahren Verfasser und seine erste Sorge war, nach Agathe zu fragen. Er hatte alle Freiheit, bei ihr zu sein: denn der Onkel war in seinem Kabinett eingeschlossen. „Ich habe es Euch vorausgesagt,“ rief Celicourt, sich in einen Lehnstuhl werfend; „das Stück ist durchgefallen, schmäählich durchgefallen!“

„Desto besser!“ antwortete Agathe.

„Wie? warum desto besser? Euer Liebhaber ist von Schande bedeckt und um Euretwillen zum Gelächter von ganz Paris geworden! Oh, das ist zuviel! Nein, Mademoiselle, es ist nicht Zeit zu scherzen! Ich liebe Euch mehr als mein Leben: allein, in der Gemütsverfassung, in der ich mich befinde, bin ich fähig, dem Leben und selbst Euch zu entsagen. Ich weiß nicht, warum ich zögere, das ganze Geheimnis zu offen-

baren. Es ist nicht genug, daß Euer grausamer Onkel mich der öffentlichen Verachtung aussetzt; er verläßt mich auch darin! Ich kenne ihn; er wird als erster schamrot werden, wenn er mich wiedersieht; und was ich getan habe, um Euch zu gewinnen, untersagt mir vielleicht auf ewig diese Hoffnung. Doch er muß entweder sein Stück wieder auf sich nehmen oder mir Eure Hand geben. Nur das ist das Mittel, mich zu trösten und zum Stillschweigen zu verbinden.“

„Man muß gestehen,“ sprach die boshafte Agathe, ihn noch mehr zu kränken, „es ist grausam, für einen andern sich auszischen zu lassen.“

„So grausam, daß ich auch für meinen Vater selbst diese Rolle nicht spielen möchte. Mit welchem verächtlichem Gesicht sieht man einen Autor an, dessen Stück durchgefallen ist!“

„Ihr müßt recht beschämt gewesen sein, als Ihr die Treppe herunterkamt! Habt Ihr den Damen kein Kompliment gemacht?“

„Ich hätte mich lieber vernichtet.“

„Armer Junge! Und wie werdet Ihr es wagen, wieder in der Welt zu erscheinen?“

„Ich werde nicht erscheinen, ich schwöre es, außer mit dem Namen Eures Mannes oder nachdem ich auf Herrn Fintac den Schimpf dieses Falles werde geworfen haben.“

„Ihr seid also völlig entschlossen, meinen Onkel im Stiche zu lassen?“

„Völlig entschlossen, zweifelt nicht daran! Er muß sich diesen Abend noch entscheiden. Versagt er mir Eure Hand, so sollen alle Journale melden, daß er der Verfasser des ausgezischten Stückes ist.“

„Und seht,“ sprach Agathe triumphierend, „das habe ich gewollt: das bedeutet mein oft wiederholtes ‚desto besser‘, worüber Ihr so ungeduldig geworden seid. Geht zu meinem Onkel; redet freimütig und seid gewiß, daß wir glücklich sein werden!“

„Nun, mein Herr, was saget Ihr dazu?“ fragte Celicourt den Kenner.

„Ich sage, mein Freund, daß das Publikum ein dummes Vieh ist und daß man für diese Bestien nicht mehr sein Herzblut opfern soll.“ (Was ist doch der Dichter für ein komisches Geschöpf! Die Menschen fühlen sich wohl und es dürstet sie nicht nach seinem Herzblut; sind sie unglücklich, so fehlen ihnen tausend Dinge — nur des Dichters Herzblut können sie leicht entbehren. Er aber zapft es sich unentwegt ab, ohne daß die Menschen es forderten, und weil er's nutzlos tut, nennt er sie Bestien.) Der Kenner fuhr fort: „Doch tröstet Euch; Euer Werk macht Euch bei Leuten von Geschmack Ehre.“

„Was nennt Ihr mein Werk? Ist es nicht Euer?“

„Redet leise, ich bitte Euch, mein liebes Kind, redet leise!“

„Ihr habt gut Euch zu mäßigen, mein Herr; Ihr habt Euch listigerweise aus dem Falle Eures Stückes gerettet; mich allein zerquetscht er.“

„Ach, glaubet nicht, daß Euch ein solcher

Fall schaden kann! Einsehende Leute haben in diesem Werke Sachen erblickt, die ein Talent anzeigen.“

„Nein, mein Herr, ich schmeichle nicht: Das Stück ist schlecht; ich habe ein Recht erlangt, freimütig davon zu sprechen; und die ganze Welt ist gleicher Meinung. Wäre sie glücklich ausgefallen, so hätte ich öffentlich erklärt, daß das Stück von Euch ist; wäre es nur halb durchgefallen, so hätte ich es auf mich genommen; ein so erdrückender Durchfall aber geht über meine Kräfte und Ihr müßt die Last übernehmen!“

„Ich, mein Kind, ich in meinem Alter sollte mich so lächerlich machen! An einem Tage ein Ansehen verlieren, das die Frucht vierzigjähriger Mühen, die Hoffnung meines Alters ist! Könnt Ihr so grausam sein, mir solches zuzumuten?“

„Seid Ihr denn nicht so grausam gewesen, mich zum Schlachtopfer meiner Gefälligkeit zu machen? Ihr wißt es, wie sehr ich mich gewehrt habe.“

„Ich weiß alles, was ich Euch schuldig bin; aber, mein lieber Celicourt, Ihr seid jung; Ihr habt Zeit, Euch zu rehabilitieren, und ein Erfolg kann dieses Unglück in Vergessenheit bringen. Um der heiligen Freundschaft willen: ertraget es mit Standhaftigkeit! ich beschwöre Euch unter Tränen!“

„Ich willige ein, mein Herr; aber ich fürchte die Folgen eines schlechten Anfangs allzusehr, als daß ich mich dem Vorurteile, welches er zurückläßt, weiterhin aussetzen wollte. Ich entsage dem Theater, der Poesie und allen schönen Wissenschaften.“

„Das ist wohlgetan; es gibt für einen jungen Menschen so viele andere Gegenstände der Ruhmbegierde.“

„Ich habe nur einen, mein Herr, und er ist in Eurer Gewalt.“

„Sprecht! es ist kein Dienst in der Welt, den ich Euch nicht leisten wollte: was fordert Ihr von mir?“

„Die Hand Eurer Nichte.“

„Die Hand meiner Agathe?“

„Ja, ich bete sie an, und sie hat bewirkt, daß ich Euch zu Gefallen in alles gewilligt habe, was Ihr von mir gewollt.“

„Meine Nichte ist die Mitvertraute des Geheimnisses gewesen?“

„Ja, mein Herr.“

„Ach! vielleicht wird ihre Unbedachtsamkeit . . . Holla! geschwind! man rufe meine Nichte!“

„Seid getrost! Agathe ist kein solches Kind, sie ist nicht so unbedachtsam, wie sie zu sein scheint.“

„Ihr macht mich zittern . . . Meine liebe Agathe, du weißt, was vorgeht und du kennst das Unglück, das geschehen ist?“

„Ja, Herr Onkel.“

„Hast du niemand das fatale Geheimnis entdeckt?“

„Niemand in der Welt.“

„Kann ich gewiß darauf zählen?“

„Ich schwöre es Euch.“

„Wohl, meine Kinder, es soll mit uns begraben werden; ich ersuche Euch darum wie um mein Leben. Agathe, Celicourt liebet

Euch! Er entsagt mir zuliebe dem Theater, der Poesie, den Wissenschaften, und für ein solches Opfer bin ich ihm Eure Hand schuldig.“

„Das ist allzuwohl bezahlt!“ rief Celicourt und ergriff Agathens Hand, um sie zu küssen.

„Ich heirate“, sprach sie, „einen unglücklichen Autor: doch ich will ihn seines Unglücks wegen schon trösten. Das Schlimmste, das ihm begegnen kann, ist, daß man ihm den Witz abspricht, und wie viele ehrliche Leute können leben, ohne für geistreich gehalten zu werden! — Mein lieber Onkel, Celicourt verzichtet auf die Ehre, ein Dichter zu sein; würdet Ihr nicht wohl daran tun, der Würde eines Kenners zu entsagen? Ihr würdet weit ruhiger leben.“ Hier wurde Agathe durch die Ankunft des vertrauten Kammerdieners ihres Onkels unterbrochen. „Ach! mein Herr!“ schrie er außer Atem, „Eure Freunde! Eure guten Freunde!“

„Nun was, Clemens?“

„Ich war auf dem Parterre, sie waren alle da.“

„Ich weiß es. Haben sie geklatscht?“

„Geklatscht? Die Verräter! Hättet Ihr gesehen, wie rasend sie diesen unglücklichen jungen Herrn mitgenommen haben! Ich fordere meinen Abschied, wenn diese Bösewichter die Schwelle wieder betreten.“

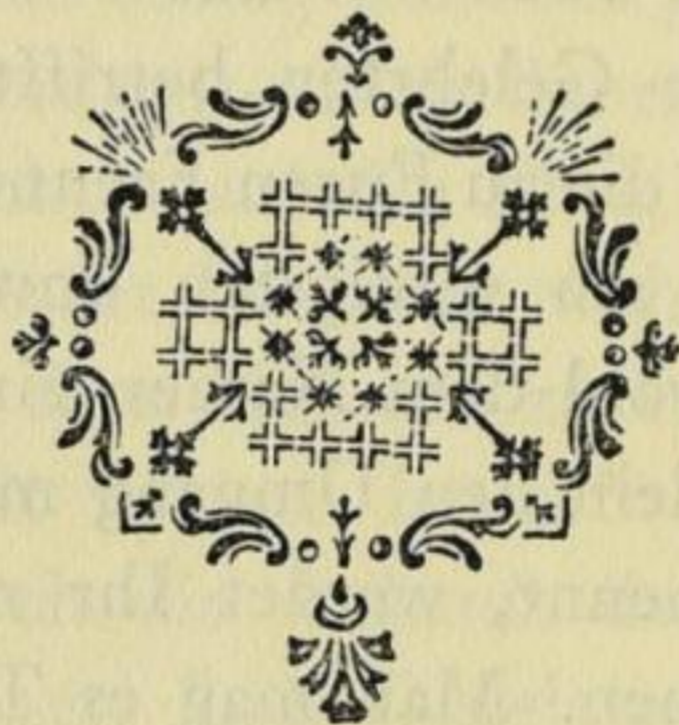
„Oh, das niederträchtige Volk!“ sagte Fintac. „Es ist beschlossen; ich will meine Bücher verbrennen und allen Umgang mit den Gelehrten aufgeben.“

„Behaltet,“ sprach Agathe, ihn umarmend, „behaltet die Bücher zu Eurem Zeitvertreib; und was die Gelehrten betrifft, so macht unter ihnen die zu Euren Freunden, welche dieser Ehre am wenigsten unwürdig sind. Ihr könnt wohl dem Namen eines Kenners entsagen, allein den Umgang mit dem, was man Witz nennt, werdet Ihr niemals entbehren können. Man mag es Tugend oder Laster nennen; ein jeder Mensch besitzt eine Leidenschaft, in deren Grenzen die Vernunft zu herrschen aufhört. Die Leidenschaft des einen gilt den Frauen, die des andern dem Weine, der dritte liebt es,

weite Reisen zu unternehmen und der vierte den Geist. Der Fehler ist nur, daß die Liebhaber des Geistes hochmütig sind und ihre Passion weit höher schätzen als alle andern Leidenschaften, ja, höher als das Leben selbst!“

„Ihr seid geistreich, liebe Nichte!“ rief Fintac erstaunt.

„Keineswegs, lieber Onkel: ich bin nur vernünftig.“





DER GEWISSENS- ZWEIFEL

ODER

DIE MIT SICH SELBST UNZUFRIEDENE LIEBE

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte Belise, als sie die Trauerkleider ablegte; „ich habe eine unerfreuliche und sehr mühsame Pflicht erfüllt. Es war Zeit, daß es zu Ende ging. Von seinem sechzehnten Jahre ab einem Manne sich ausgeliefert zu sehen, den man nicht kennt; die schönsten Tage seines Lebens in Langerweile, Verstellung, Unfreiheit hinzubringen; der Sklave und das Opfer einer Liebe zu sein, die man einflößt und die zu erwidern man nicht vermag; welche Prüfung für die Tugend! Ich habe sie bestanden, nun bin ich frei. Und niemand kann mir einen Vorwurf machen: Ich habe meinen Gemahl keineswegs geliebt, allein, ich tat der Sitte genüge und stellte mich an, als liebte ich ihn. Eine solche Verstellung

ist schwerer und bei weitem heldenmütiger als die wahre Liebe, die vom Himmel kommt, zu der es keiner Anstrengung bedarf und die nur Freude zu bereiten pflegt. Ich bin ihm treu gewesen, trotz seiner Eifersucht, und ich habe ihn beweint. — Das heißt doch, glaube ich, die Seelengüte auf die Spitze treiben. Endlich bin ich mir nun wiedergegeben, nur noch mein Wille kann mir befehlen, und erst heute beginne ich zu leben. Ah! wie wird mein Herz entbrennen, wenn es einem Manne gelingen wird, mir zu gefallen! Doch beraten wir uns wohl, bevor wir dieses Herz binden! Ich will nicht Gefahr laufen, daß ich entweder aufhöre zu lieben oder geliebt zu werden. Aufhören, geliebt zu werden, — das ist schwer“, fuhr sie fort, ihren Spiegel befragend; „doch aufhören zu lieben, ist noch schlimmer. Wie kann man eine Liebe, die man nicht mehr empfindet, fernerhin vortäuschen? Ich hätte nie die Kraft dazu. Einen Mann zu verlassen, nachdem man ihn angenommen hat, das ist eine Schamlosigkeit, die mir fremd ist; überdies die Klagen,

die Verzweiflung, der Lärm eines Bruches; all das ist schrecklich und unbequem. Lieben wir, da der Himmel uns ein gefühlvolles Herz gegeben hat! Doch wir wollen fürs ganze Leben lieben und uns nicht mit dem wandelbaren Geschmack, mit den eigensinnigen Phantasien schmeicheln, die man sooft für Liebe nimmt. Ich habe Zeit zu wählen und mich zu prüfen; um alle Überraschungen zu vermeiden, ist es notwendig, daß ich mir eine klare und genaue Idee der Liebe bilde. Ich habe gelesen, daß sie eine Leidenschaft ist, die zwei Seelen zu einer verschmilzt; daß sie diese Seelen zur selben Zeit durchdringt, sie von allem andern ablenkt, ihnen alles ersetzt und das wechselseitige Glück zu ihrer einzigen Sorge, zu ihrem einzigen Wunsche macht. So beschaffen ist die Liebe ohne Zweifel; und nach dieser Idee wird es mir leicht sein, in mir selbst und in den anderen den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden.“

Ihren ersten Versuch machte Belise mit einem jungen Beamten, dem die Teilung der

Erbschaft ihres Gatten sie nahegebracht hatte. Der Präsident von S... war von lebenswürdiger Erscheinung, gepflegtem Geiste, sanftem und gefühlvollem Gemüt, einfach in seinem Betragen, bescheiden in seinen Ansprüchen. Er bildete sich weder ein, Kenner von Equipagen, noch von Pompons zu sein. Er sprach mit Frauen nicht über Pferde, mit Männern nicht über seine Liebeshändel. Er besaß alle Talente seines Standes ohne Prahlerei und alle Vorzüge eines Weltmanns ohne Lächerlichkeit. Er war derselbe vor dem Tribunal und in der Gesellschaft: Nicht, als ob er beim Souper votiert oder beim Verhör gescherzt hätte; doch wie er nichts affektierte, verstellte er sich auch niemals.

Belise war von so seltenen Vorzügen bezaubert. Er hatte ihr Vertrauen gewonnen; er erwarb sich auch ihre Freundschaft und unter diesem Namen geht das Herz weit. Als die Erbschaft von Belisens Gatten geregelt war, sprach eines Tages der Präsident zu der Witwe: „Ist es mir erlaubt, Madame,

Ihnen im Vertrauen eine Frage zu stellen? Haben Sie beschlossen, frei zu bleiben oder wird das Opfer Ihrer Freiheit einen Mann glücklich werden lassen?“

„Nein, mein Herr,“ sagte sie, „ich bin allzu gewissenhaft, als daß ich es jemand zur Pflicht machen wollte, nur für mich zu leben.“

„Diese Pflicht wäre sehr süß“, versetzte der galante Advokat, „und ich fürchte, daß ohne diese Ihre Ansicht mancher Verehrer bereit wäre, sie auf sich zu nehmen.“

„Man soll mich lieben,“ erwiderte Belise, „ohne dazu verpflichtet zu sein: das ist die schmeichelhafteste aller Huldigungen.“

„Obzwar Sie so sprechen, Madame, habe ich Sie nicht im Verdacht, kokett zu sein.“

„Oh! Sie täten mir unrecht; ich verabscheue Koketterie.“

„Doch geliebt sein wollen, ohne zu lieben! . . .“

„Und wer sagt Ihnen, mein Herr, daß ich nicht lieben werde? Solche Entschlüsse faßt man nicht in meinem Alter. Ich will

nicht hemmen, noch gehemmt sein: das ist alles.“

„Ich verstehe. Sie wollen, daß die Verbindung abgebrochen werde, wenn das Gefühl zu Ende geht.“

„Ich will, daß das eine wie das andere ewig sei, und eben darum will ich auch den Schatten des Zwanges vermeiden. Ich halte mich für fähig, mein ganzes Leben in Freiheit zu lieben; und um Ihnen die Wahrheit zu sagen: ich bürgte nicht dafür, daß ich in der Knechtschaft auch nur zwei Tage lieben würde.“

Der Präsident sah wohl, daß er ihr Zartgefühl schonen und mit der Rolle eines Freundes sich indessen begnügen müsse.

Von dem Tage dieses Gespräches an wurde alles in Bewegung gesetzt, was die Liebe an zärtlichen Mitteln besitzt, um Belisen zu rühren. Es gelang ihm. Ich will hier nicht erzählen, wie Belisens Empfindsamkeit täglich mehr bewegt ward; es genügt zu wissen, daß sie schließlich auf dem Punkte stand, wo die Liebe im genauen Gleichge-

wicht mit der Tugend steht und nur noch eine leichte Anstrengung erwartet, um dieses peinliche Gleichgewicht verlieren zu dürfen. So weit waren die beiden, und sie waren allein. Die Augen des Präsidenten, von Begierde entflammt, verschlangen Belisens Reize, er drückte zärtlich ihre Hand. Belise zitterte und atmete schwer. Der Präsident tröstete sie mit der leidenschaftlichen Beredsamkeit des Begehrenden. „Ach, Präsident,“ seufzte sie schließlich, „wären Sie fähig, mich zu hintergehen?“ Mit diesen Worten schien der letzte Hauch der Zurückhaltung von ihren Lippen zu weichen. „Nein, Madame,“ erwiderte er, „es ist mein Herz, es ist die Liebe selbst, die durch meinen Mund spricht, und ich sterbe zu Ihren Füßen, wenn . . .“ Wie er zu Belisens entzückenden Füßen niedersank, nicht um zu sterben allerdings, sondern in der Hoffnung, die nächste halbe Stunde werde ihm manches Vergnügen bereiten, — da fiel eines seiner Kniee auf eine Pfote Joujous, des Lieblingshundes der jungen Witwe. Joujou stieß

einen Schmerzensschrei aus. „Wie ungeschickt Sie sind, mein Herr!“ rief Belise mit zorniger Bewegung. Der Präsident errötete und geriet aus der Fassung. Er nahm Joujou an seine Brust, küsste die verletzte Pfote, bat ihn tausendmal um Verzeihung und um seine Fürsprache. Insgeheim aber nannte er ihn einen ekelhaften Köter und eine Bestie, die geschlachtet zu werden verdiene. Joujou erholte sich von seinen Schmerzen und erwiderte die Liebkosungen des Präsidenten. „Sie sehen, Madame, er hat ein gutes Herz: er verzeiht mir. Das ist ein schönes Beispiel für Sie.“ Belise antwortete nichts. Sie war in tiefe Träumerei und frostigen Ernst verfallen. Er wollte diesen Ernst anfangs für einen Scherz nehmen und Belise neu zu Füßen fallen, um sie zu besänftigen. „Ich bitte Sie, mein Herr,“ sprach sie mit Würde, „erheben Sie sich! Solche Freiheiten mißfallen mir, und mir scheint nicht, daß ich Anlaß dazu gegeben hätte.“

Man stelle sich die Verblüffung des Präsidenten vor. Er starrt zwei Minuten fassungs-

los, ohne ein Wort hervorzubringen, Belisen an. „Wie, Madame,“ spricht er alsdann, „wäre es möglich, daß ein so geringer Zufall mir Ihren Zorn zugezogen hätte?“

„Durchaus nicht, mein Herr, doch ich kann es ohne allen Zorn nicht in der Ordnung finden, daß man zu meinen Füßen liegt: dies ist eine Stellung, die nur glücklichen Liebhabern zukommt, und ich achte Sie zu sehr, um Sie zu verdächtigen, Sie hätten gewagt, es sein zu wollen.“

„Ich sehe nicht ein, Madame,“ versetzt der Präsident mit Bewegung, „wodurch eine auf Liebe gegründete Hoffnung mich minder achtenswert machen könnte; da aber in Ihren Augen Liebe ein Verbrechen ist, darf ich nach dem Namen des Gefühles fragen, das Sie mir entgegenbrachten?“

„Freundschaft, mein Herr, Freundschaft — und ich bitte Sie sehr, sich damit zu begnügen!“

„Verzeihen Sie mir, Madame, allein ich hätte geschworen, es sei etwas anderes;

jetzt allerdings sehe ich, daß ich mich darauf nicht verstehe.“

„Das kann sein, mein Herr; und andere als Sie täuschen sich darin.“ Der Präsident kann eine so sonderbare Caprice nicht länger ertragen, er wünscht Joujou, die ewige Gerechtigkeit möge ihm mit seiner Hündin dasselbe Mißgeschick verleihen und verläßt das Zimmer, Verzweiflung in der Seele. Man ruft ihn nicht zurück.

Sobald Belise allein war, sprach sie voll Unwillen zu sich: „Hätte ich nicht bald eine rechte Torheit begangen? Ich habe den Augenblick gesehen, da mein Gefühl einem Manne sich ergeben hätte, den ich nicht liebe. Man hat recht, zu sagen, daß man nichts weniger kennt als sich selbst. Ich hätte geschworen, ich bete ihn an und es gäbe nichts, was ich ihm nicht opfern könnte. Doch nein: zufällig, ohne es zu wollen, tut er meinem kleinen Hündchen weh, und diese so leidenschaftliche Liebe weicht dem Zorne. Ein Hund rührt mich mehr als er, und ich schwanke nicht einen Augenblick, für das

kleine Tier Partei zu nehmen gegen den Weltmann, den ich über alles zu lieben wähnte! Ist das etwa eine lebhaft, beständige und innige Liebe? So halten wir unsere Ideen für Gefühle: Man hat einen heißen Kopf und glaubt, das Herz und mehr noch sei entbrannt; man zieht die Folgerungen und macht alle möglichen Dummheiten; die Täuschung weicht, der Abscheu kommt nach. Man muß entweder den Überdruß ertragen, ohne Liebe treu sein, oder aber unanständig sich verändern. O mein süßer Joujou, was verdanke ich dir! Du bist es, der mich von dem Irrtum befreit hat: ohne dich wäre ich vielleicht in diesem Augenblick von Scham gebeugt und von Gewissensbissen gefoltert!“

Sei es nun, Belise liebte den Präsidenten, sei es, sie liebte ihn nicht — denn diese Art von Fragen läuft nur auf die Zweideutigkeit des Wortes hinaus —, sicher ist, daß sie schließlich zu der festen Ansicht gelangte, sie liebe ihn nicht; und einem jungen Offizier gelang es bald, sie vollends zu überzeugen.

Lindor hatte nach dem Verlassen der Pagenschule soeben eine Kompagnie bei der Reiterei erhalten. Seine frische Jugend, die Ungeduld seiner Wünsche, Leichtsinns und Unbesonnenheit, Eigenschaften, die im sechzehnten Jahre reizvoll sind, im dreißigsten lächerlich, machten dieses hübsche Kind in Belisens Augen interessant. Lindor, der die Ehre hatte, der Familie ihres Gatten anzugehören, liebte sie sehr; das war nicht mehr als billig. Er wußte, daß er einen guten Wuchs und ein hübsches Gesicht besaß. Er sagte es bisweilen; doch nachdem er es gesagt hatte, lachte er so herzlich und zeigte beim Lachen einen so frischen Mund und so schöne Zähne, daß man diese Naivetät seinem Alter zugute hielt. Überdies mengte er in die Kinderei der Eigenliebe so stolze und edle Gefühle, daß all dies zusammen nur interessant war. Er wünschte sich eine anmutige Geliebte und ein feuriges Schlachtroß; er besah sich im Spiegel, wenn er das preußische Exerziz übte. Er brachte Belise den *Sopha couleur de rose* und fragte sie, ob

sie Folards *Polybe* gelesen habe. Es verlangte ihn nach dem Frühling, um einen kostbaren Anzug zu tragen, im Falle es Frieden gäbe, oder ins Feld zu ziehen, falls Krieg sein sollte. Diese Mischung von Spielerei und Heldentum ist vielleicht das Lokkendste in den Augen einer Frau. Die unklare Vorstellung, daß dieses hübsche, zarte, wohlriechende Geschöpf, das während der Toilette plaudert, das sich liebkost, das sich bewundert, in zwei Monaten vielleicht durch die Batterien auf eine feindliche Eskadron sich stürzen oder wie ein Grenadier auf eine gesprengte Bresche klettern werde, diese Vorstellung gibt den Artigkeiten eines jungen Kavaliere das Ansehen von etwas Wunderbarem, sie erweckt Erstaunen und Zärtlichkeit. Ein solches Geckentum steht allerdings nur der kriegerischen Jugend wohl an. (Das ist ein Wink, den ich im Vorbeigehen den Kavaliere aller Stände gebe.)

Belise also war empfänglich für Lindors naive und reizvolle Vorzüge. Er schwärmte von ihr seit dem ersten Besuch. Ein junger

Page ist zu lieben verpflichtet. „Meine schöne Kusine,“ sprach er eines Tages (er nannte sie nämlich Kusine auf Grund ihrer Verwandtschaft), „ich verlange vom Himmel nur zwei Dinge: meine ersten Waffengänge mit den Engländern und mit Ihnen zu machen.“

„Sie sind toll!“ rief sie, „und ich rate Ihnen, weder das eine, noch das andere zu wünschen: das erste wird vielleicht nur zu bald kommen, das zweite niemals.“

„Niemals, das ist viel gesagt, meine schöne Kusine. Doch ich war auf diese Antwort gefaßt: sie schreckt mich nicht. Ich wette, in den Tagen vor meiner zweiten Kampagne werden Sie aufhören, grausam zu sein. Jetzt, da nichts für mich spricht als mein Alter und meine Gestalt, behandeln Sie mich wie ein Kind; doch wenn Sie gehört haben werden: er ist bei dieser und dieser Unternehmung gewesen, sein Regiment hat sich dort und dort ausgezeichnet, er hat sich hervorgetan, er hat seinen Mann gestanden, er hat tausend Gefahren überwunden, — dann wird

Ihr kleines Herz vor Angst, vor Freude, vor Liebe vielleicht beben. Was weiß man? Wenn ich verwundet würde zum Beispiel. — Oh, das ist rührend! Wäre ich eine Frau, ich wünschte, daß mein Liebhaber eine Wunde davontrüge. Allerdings dürfte sie gerade so schwer sein, daß sie ihn nicht hindert, sich mit mir zu zeigen und den Pflichten der Liebe zu genügen. Ich würde seine Narben küssen, ich würde unendliche Seligkeit darin finden, sie zu zählen. Ihnen, meine schöne Kusine, werde ich meine Narben zeigen und Sie werden nicht widerstehen können!“

„Schweigen Sie, junger Narr, tun Sie Ihre Pflicht als galanter Mann und betrüben Sie mich nicht durch Prophezeiungen, die mich zittern machen!“

„Nun sehe ich, daß ich recht hatte. Ich mache Sie im voraus zittern. Ah! der bloße Gedanke bewegt Sie; was wird die Wirklichkeit erst bewirken! Meine schöne Kusine, Sie können mir vertrauen: wollen Sie mir nicht einen Vorschuß gewähren auf die Rechnung der Lorbeeren, die ich pflücken werde?“

Solche Possen gab es alle Tage. Belise, heuchelnd als lache sie darüber, ward nicht minder empfindlich davon berührt. Allein dieselbe Lebhaftigkeit, die solchen Eindruck auf ihr Herz machte, hinderte Lindor, es zu bemerken. Er war weder aufgeklärt noch aufmerksam genug, um die Steigerung des Gefühls in ihr zu beobachten und seinen Vorteil daraus zu ziehen. Nicht etwa, daß er nicht so kühn gewesen wäre, wie die Höflichkeit es erfordert; doch ein Blick machte ihn ängstlich, und die Furcht zu mißfallen hielt das Gleichgewicht der Ungeduld, die ihn dem Glücke zutrieb. — So verstrichen zwei Monate in leichten Versuchen ohne entschiedenen Erfolg. Inzwischen belebte sich ihre wechselseitige Liebe mehr und mehr; und so schwach Belisens Weigerung war, sie selbst war des Widerstrebens müde, als das Signal des Krieges die Verliebten in Unruhe versetzte.

Dieses furchtbare Signal ist der Todfeind des Abenteuers. Der eine eilt davon, ohne die Antwort auf ein galantes Billett zu erwarten;

der andere fehlt beim Rendezvous, wo der Sieg ihn hätte krönen sollen: eine allgemeine Revolution im ganzen Reiche der Lust.

Lindor blieb kaum die Zeit, von Belise Abschied zu nehmen. Sie hatte sich hundertmal eine Strenge vorgeworfen, die sie nicht besaß. „Das arme Kind,“ sagte sie, „liebt mich von ganzer Seele. Es gibt nichts Natürlicheres, nichts Zärtlicheres, als den Ausdruck seiner Gefühle. Er ist schön wie der Tag; er ist leichtsinnig: doch wer ist es nicht in seinem Alter? Und er hat ein vortreffliches Herz. Es liegt nur an ihm, wenn er sich die Zeit vertreiben will; er fände wenig Grausame. Indes, er sieht keine als mich, er lebt nur für mich und ich begegne ihm mit Hochmut. Ich verstehe nicht, wie er das ertragen kann. Ich weiß, daß ich an seiner Stelle die so strenge Belise sich mit ihrer Tugend unterhalten ließe; denn schließlich ist Sittsamkeit bisweilen gut, doch niemals etwas anderes als Sittsamkeit . . .!“ Während sie solche Betrachtungen anstellte, kam die Nachricht, die Friedensverhandlungen seien

abgebrochen und die Offiziere hätten die Ordre, unverzüglich zu ihren Corps zu stoßen. Bei dieser Neuigkeit erstarrte das Blut in Belisens Adern. „So wird er fortziehen!“ rief sie beklommenen Herzens, „er geht in den Kampf, wird vielleicht sterben und ich werde ihn nicht wiedersehen!“

Lindor erschien in Uniform. „Ich komme, schöne Kusine, Ihnen Adieu zu sagen; ich reise ab; wir werden den Feind von der Nähe sehen. Die erste Hälfte meiner Wünsche ist erfüllt, und ich hoffe, daß nach meiner Wiederkehr Sie die zweite erfüllen werden. Ich liebe Sie sehr, meine schöne Kusine! Gedenken Sie ein wenig Ihres kleinen Veters; er wird treu zurückkehren, er gibt Ihnen sein Wort. Und fällt er, kehrt er nicht zurück, so wird man Ihnen seinen Ring und seine Uhr überbringen. Sehen Sie diesen kleinen Hund von Emaile? Er wird Ihnen mein Bild, meine Treue, meine Ergebenheit vor Augen führen, und Sie werden ihn bisweilen küssen.“ Bei den letzten Worten lächelte er zärtlich und seine Augen standen

voll Tränen. Belise, die die ihren nicht mehr zurückhalten konnte, sprach mit sehr betrübter Miene: „Sie verlassen mich recht heiter, Lindor! Sie sagen, Sie liebten mich; ist das der Abschied eines Liebenden? Ich dachte, es sei furchtbar, von dem sich zu trennen, das man liebt. Doch es ist nicht an der Zeit, Ihnen Vorwürfe zu machen: Kommen Sie, umarmen Sie mich!“ Lindor, entzückt, bediente sich dieser Erlaubnis bis zur Kühnheit und Belise wurde nicht böse. „Und wann reisen Sie?“ fragte sie ihn.

„Den Augenblick.“

„Den Augenblick! wie? Sie speisen nicht mit mir?“

„Das ist unmöglich!“

„Ich habe Ihnen tausend Dinge zu sagen, Lindor!“

„Sagen Sie mir sie schnell: meine Pferde warten!“

„Sie sind recht grausam, mir einen Abend zu verweigern!“

„Ach, meine schöne Kusine, ich würde Ihnen mein Leben schenken! allein, es geht

um meine Ehre. Meine Stunden sind gezählt; ich muß auf die Minute ankommen. Bedenken Sie, wenn etwas vorfällt und ich bin nicht dabei, ich wäre verloren. Ihr kleiner Vetter muß Ihrer wert bleiben; lassen Sie mich Belisen verdienen!“

Belise umarmte ihn von neuem und benetzte ihn mit ihren Tränen. „Gehen Sie!“ sagte sie, „ich wäre untröstlich, Ihnen einen Verweis zuzuziehen: Ihre Ehre ist mir ebenso teuer wie die meine. Seien Sie klug, setzen Sie sich der Gefahr nicht mehr aus als es Ihre Pflicht ist, und kommen Sie so zurück, wie ich Sie hier sehe. Sie lassen mir keine Zeit, Ihnen mehr zu sagen; doch wir werden einander schreiben: Adieu!“

„Adieu, meine schöne Kusine!“

„Adieu, adieu, mein teures Kind!“

So ist bei uns die Galanterie die Seele des Ehrgeizes, welcher die Seele unserer Heere ist. Unsere Frauen haben nicht nötig, den Kriegern entgegenzuziehen, um sie in den Kampf zurückzuschicken; durch die Verachtung, mit der sie einen Feigling über-

häufen und durch den begeisterten Empfang, den sie mutigen Männern bereiten, werden ihre Liebhaber zu Helden. Und da die größten und furchtbarsten Kriege oft den kleinsten Ursachen entspringen, so ist es denkbar, daß ein Herrscher einen Feldzug unternimmt, in dem hunderttausend Menschen sterben, — nur um mit der begehrten Frau einen neuen Menschen zu zeugen. Für den Herrscher mag dies ein guter, für das Volk ist es in jedem Falle ein schlechter Tausch.

Belise verbrachte die Nacht im tiefsten Schmerz; ihr Bett war von Tränen getränkt. Am nächsten Tage schrieb sie Lindor: Alles, was eine zärtliche und sanfte Seele an Rührendem zu offenbaren hat, war in Ihrem Briefe enthalten. Ihr, die man so schlecht erzieht, wer lehrt Euch so gut schreiben! Will die Natur Euch rächen, indem sie uns demütigt?

Lindor, in seiner Antwort voll Feuer und Ungestüm, offenbarte abwechselnd die zwei Leidenschaften seiner Seele: kriegerische

Glut und Liebe. Belisens Ungeduld ließ ihr keine Ruhe, bevor sie seine Antwort empfangen hatte. Der Briefwechsel währte ohne Unterbrechung, und der letzte Brief, den man schrieb, war stets der lebhafteste; der letzte, den man erwartete, stets der am heißesten ersehnte. Lindor hatte zu seinem Unglück einen eifersüchtigen Vertrauten. „Du bist bezaubert,“ sagte ihm dieser, „von der Leidenschaft, die du einflößest. Du weißt nicht, wovon die Liebe der Frauen abhängt. Ich kenne sie. Willst du eine Probe machen mit der, die du liebst? Schreibe ihr, du habest ein Auge verloren; ich wette, sie rät dir, Geduld zu haben und sie zu vergessen.“ Lindor, seines Triumphes sicher, stimmte dieser Prüfung zu, und da er nicht zu lügen wußte, diktierte sein Freund den Brief.

Belise war verzweifelt: Lindors Bildnis erschien ihr im Geiste, doch mit einem Auge weniger. Dieser große schwarze Fleck machte ihn unkenntlich. „Wie schade!“, seufzte sie, „seine zwei Augen waren so schön! Die

meinen begegneten ihnen mit solchem Vergnügen! Die Liebe malte sich darin mit so viel Reiz! Doch er wird dadurch nur um so interessanter, und ich werde ihn nur um so heißer lieben. Er muß untröstlich sein: er zittert gewiß, mir minder liebenswert zu erscheinen. Schreiben wir ihm, um ihn meiner Zuneigung zu versichern, um ihn zu trösten, wenn es möglich ist!“ Es war das erstemal, daß Belise gezwungen war, sich zu sagen: „Schreiben wir ihm!“ Ihr Brief ward kühl gegen ihren Willen; sie merkte es, zerriß ihn, schrieb aufs neue. Die Worte waren recht stark, doch die Wendungen unnatürlich, der Stil war gekünstelt. Dieser schwarze Fleck an der Stelle eines schönen Auges benebelte ihre Phantasie und ließ ihr Gefühl erkalten. „Ach, hören wir auf, uns zu täuschen!“ sprach sie, indem sie zum zehnten Male ihren Brief zerriß; „das arme Kind wird nicht mehr geliebt; ein verlorenes Auge verändert mein Herz. Ich wollte eine Heldin sein, ich bin ein Weibchen. Wir dürfen keine Gefühle affektieren, die unserem Charakter

widerstreben. Lindor verdient nicht, daß man ihn betrüge. Er rechnet auf eine stolze und gefühlvolle Seele; bin ich nicht stolz genug, ihn fernerhin zu lieben, so muß ich stolz genug sein, ihm die Augen zu öffnen: seine Verachtung wird meine Strafe sein.“

„Ich bin untröstlich“, schrieb sie ihm, „und um vieles mehr zu beklagen als Sie: Sie haben nur einen Reiz verloren und ich werde Ihre Achtung verlieren, wie ich die meine verloren habe. Ich hielt mich für würdig, Sie zu lieben und von Ihnen geliebt zu werden; ich bin es nicht mehr. Mein Herz schmeichelte sich, über den profanen Dingen zu stehen; ein einziger Zufall hat mich eines Besseren belehrt. Trösten Sie sich, mein Herr: Sie werden jederzeit einer vernünftigen Frau gefallen können; und nach dem erniedrigenden Geständnis, das ich Ihnen jetzt mache, haben Sie keine Ursache mehr, mich zu bedauern.“

Lindor war der Verzweiflung nahe, als er diesen Brief las. Das ‚Mein Herr‘ namentlich schien ihm eine herbe Beleidigung.

„Mein Herr!“ rief er aus. „Ah! die Elende! Ihr kleiner Cousin — Mein Herr! Einen Einäugigen nennt man Mein Herr.“ Er suchte seinen Freund auf. „Ich habe es vorausgesagt, mein Lieber“, sprach der Vertraute. „Jetzt ist es an der Zeit, dich zu rächen, wenn du nicht lieber das Ende des Feldzuges abwarten willst, um deiner Heldin die Freude einer Überraschung zu bereiten.“ — „Nein,“ rief der unglückliche Lindor, „noch heute will ich sie beschämen!“ Er schrieb ihr, er sei glücklich, sie geprüft zu haben; Mein Herr habe noch seine beiden Augen, diese Augen aber würden sie nur als die undankbarste aller Frauen sehen. — Belise war niedergeschmettert und beschloß, von diesem Tage an auf die Welt zu verzichten und sich auf dem Lande zu vergraben. „Lasset uns leben wie die Pflanzen!“ sprach sie, „ich bin zu nichts anderem gut“.

In der Umgebung ihres Landgutes wohnte eine Art von Philosoph in der Blüte seines Alters, der, nachdem er sechs Monate des

Jahres in der Stadt alles genossen hatte, sechs Monate in reizvoller Einsamkeit sich selbst genoß. Er stattete Belise seinen Besuch ab. „Sie stehen in dem Rufe der Weisheit,“ sprach sie zu ihm, „verraten sie mir den Plan, nach dem Sie leben!“

„Einen Plan, Madame, hatte ich niemals“, erwiderte der Graf von P. „Ich tue alles, was mich ergötzt, ich suche alles, was ich liebe und ich vermeide sorgfältig, was mich langweilt oder mir widerstrebt“.

„Leben Sie allein? Verkehren Sie in der Gesellschaft?“

„Ich sehe bisweilen unseren Pfarrer, den ich in der Morallehre unterrichte; ich plaudere mit den Landleuten, die mehr wissen, als alle Gelehrten; ich gebe den jungen Bäuerinnen, den hübschesten der ganzen Welt, einen Ball; ich veranstalte, sie zu vergnügen, Lotterien mit Spitzen und Bändern, und die lebenswürdigsten verheirate ich.“

„Wie,“ rief Belise mit Staunen, „diese Leute kennen die Liebe!“

„Besser als wir, hundertmal besser als wir. Sie lieben einander wie die Turteltauben: sie machen einem Lust zum Lieben.“

„Indes, Sie werden zugeben, daß dergleichen ohne Delicatesse liebt.“

„O, Madame, Delicatesse ist ein Raffinement der Kunst. Jene haben den Instinkt der Natur, und dieser Instinkt macht sie glücklich. Man spricht von der Liebe in der Stadt, auf dem Lande macht man sie. Jene haben im Gefühl, was wir im Verstande haben. Ich selbst versuchte oft zu lieben und geliebt zu werden, wie es bei Menschen von Welt der Brauch ist; Eigensinn und Überlieferung ordnen und stören alles; eine aufrichtige Verbindung ist ein seltener Zufall. Hier bestimmt die Neigung die Wahl: Sie werden bei den Spielen, die ich den Landleuten gebe, sehen, wie diese einfältigen und zärtlichen Herzen einander suchen und anziehen, ohne es zu wissen.“

„Sie entwerfen ein Bild vom Lande, wie ich es nicht erwartet habe“, sprach Belise. „Man sagt ja, die Leute hier seien so zu beklagen.“

„Sie waren es noch vor wenigen Jahren; doch ich besitze das Geheimnis, ihre Lage zu verbessern.“

„Oh! Sie werden mir Ihr Geheimnis sagen,“ unterbrach ihn Belise lebhaft, „auch ich will Gebrauch davon machen.“

„Es liegt nur an Ihnen, Madame.“ Und er erzählte ihr, wie er, die Theorie der Gelehrten mit der Erfahrung der Bauern vereinend, seine Leute anwies, dem Boden zu geben, was der Boden verlangt, um größere Fruchtbarkeit zu erreichen. Belise offenbarte das lebhafteste Interesse an der Landwirtschaft. „Ich bin glücklich, Herr Graf, daß der Zufall mir einen Nachbarn verschafft, wie Sie es sind. Wir wollen uns oft sehen, ich bitte Sie darum: Ich will Ihren Arbeiten folgen, Ihre Methode übernehmen und zu Ihrem Rivalen werden im Herzen dieser braven Leute!“ — „Sie, Madame, werden keine Rivalen und Rivalinnen haben, wo immer Sie gefallen wollen und selbst dort, wo Sie es nicht wollen.“

So war ihre erste Zusammenkunft; und von diesem Augenblicke an geschah es, daß Belise zur Bäuerin ward. Nur noch die Landwirtschaft interessierte sie, sie unterhielt sich mit den Pächtern und las nichts als *La maison Rustique*. Der Graf lud sie zu einem der Feste, die er an den Tagen gab, die der Ruhe geweiht sind, und stellte sie den Bauern als ihre neue Wohltäterin oder vielmehr als ihre Herrin vor. Sie war Zeuge der Liebe und Ehrfurcht, welche die Leute für den Grafen hegten. Diese Gefühle teilen sich mit. Belise ward von der Zuneigung der Bauern so ergriffen, daß sie beinahe eifersüchtig geworden wäre; doch wie weit war diese Eifersucht vom Hasse entfernt!

„Diese braven Menschen“, sprach sie, „haben wohl Ursache, ihn zu lieben. Abgesehen von seinen Wohltaten, — ich kenne Keinen, der liebenswerter wäre!“

Belise und der Philosoph mengten sich unter den Tanz der Bauern. Belise aber merkte mit Erstaunen, daß keiner von ihnen sich mit ihr beschäftigte. „Sie werden“, sprach

sie zu ihrem Freunde, „mich einer seltsamen Koketterie beschuldigen; doch ich will Ihnen nichts verschweigen. Man hat mir hundertmal gesagt, ich sei hübsch; ich habe vor diesen Bäuerinnen den Vorzug der Toilette; indes sehe ich in den Augen der jungen Bauern keine Spur einer Bewegung bei meinem Anblick.“

„Sie denken nur an ihre Gefährtinnen; sie haben Seele nur für sie. Nichts ist natürlicher, Madame,“ erklärte der Graf: „das Verlangen kommt niemals ohne einen Schimmer von Hoffnung; und diese Leute finden Sie schön, nur wie sie die Sterne und die Blumen schön finden“.

„Sie überraschen mich!“ sagte Belise. „Ist es nur die Hoffnung, die empfindsam macht?“

„Nein, doch sie lenkt die Empfindsamkeit.“

„Also liebt man nicht anders, als in der Hoffnung zu gefallen?“

„Nein, in der Tat, Madame, und wenn dem nicht so wäre, wer könnte umhin, Sie zu lieben?“

„Ein Philosoph ist also galant?“ versetzte Belise lächelnd.

„Ich bin aufrichtig, Madame, und ich bin keineswegs ein Philosoph; allein, selbst wenn ich diesen Namen verdiente, wäre ich darum nur um so empfindsamer: Ein wahrer Philosoph ist Mensch und rechnet sich's zur Ehre, es zu sein. Die Weisheit widerstrebt nicht der Natur, außer, wenn die Natur im Unrecht ist.“ Belise errötete, der Graf ward verwirrt, und sie verharrten eine Weile, die Augen gesenkt und nicht wagend, das Schweigen zu brechen. Der Graf wollte die Unterhaltung über die Reize des Landlebens erneuern; doch ihre Reden waren wirr, abgebrochen und ohne Zusammenhang; man wußte nicht mehr, was man gesagt hatte, noch weniger, was man sagen sollte. Sie gingen schließlich auseinander, sie träumerisch, er zerstreut und in der Furcht, zu viel gesagt zu haben.

Die Jugend der benachbarten Dörfer versammelte sich an einem der nächsten Tage, um dem Grafen zum Danke ein Fest zu

geben. Die Fröhlichkeit war seine Zierde. Belise war entzückt; doch die Entwicklung machte sie bestürzt. Der Magister hatte Lieder zum Lobe Belisens und des Grafen verfaßt und die Strophen sagten, Belise sei die Ulme, der Graf der Efeu. Der Graf wußte nicht, ob er Schweigen gebieten und die Sache als Scherz hinnehmen solle; Belise aber war beleidigt. „Ich bitte Sie um Verzeihung für Jene, Madame,“ sagte der Graf und führte sie davon: „die braven Leute reden, was sie denken und sie wissen weiter nichts. Ich hätte sie schweigen heißen, besäße ich den Mut, sie zu kränken.“ Belise erwiderte nichts, und er entfernte sich voll Schmerz über den Eindruck, den diese unschuldige Spielerei auf sie gemacht hatte.

„Wie bin ich unglücklich!“ rief sie aus, als sie allein war, „hier ist noch ein Mann, den ich lieben werde; das ist so klar, daß die Bauern es merken; und es wird wie bei den anderen sein; ein leichtes Feuer, ein Funke. Nein, ich will ihn nicht mehr sehen! Es ist schändlich, eine Leidenschaft erregen zu

wollen, deren man selbst nicht fähig ist. Der Graf würde sich mir ohne Rückhalt und in gutem Glauben widmen. Er ist ein ehrenwerter Mann, und ich würde ihn unglücklich machen, wenn ich ihn verließ.“ Am nächsten Tage sandte er eine Botschaft, ob sie Besuch annehme. — „Was ist zu tun? Weise ich ihn heute ab, so muß ich ihn morgen empfangen; bestehe ich darauf, ihn nicht mehr zu sehen, — was wird er von dieser Veränderung denken; was hat er getan, das mir mißfallen könnte? Soll ich ihn glauben lassen, daß ich ihm oder mir selbst mißtraue? Wer weiß schließlich, ob er mich liebt? Und gesetzt, er liebte mich, bin ich verpflichtet, ihn wieder zu lieben? Ich werde vernünftig mit ihm reden, ich werde ihm meinen Charakter schildern und er wird mich umsomehr schätzen. Ich muß ihn kommen lassen!“

Und der Graf kam.

„Ich werde Sie überraschen,“ sprach sie zu ihm; „ich war im Begriffe, mit Ihnen zu brechen.“

„Mit mir, Madame! und warum? Was ist meine Sünde?“

„Liebenswürdig und gefährlich zu sein. Ich erkläre Ihnen, daß ich hergekommen bin, um Ruhe zu suchen; daß ich nichts so sehr fürchte wie die Liebe; daß ich für eine ernste Verbindung nicht geschaffen bin; daß ich das leichtsinnigste, das unbeständigste Herz in meiner Brust trage; daß ich die vorübergehenden Neigungen verachte und daß ich nicht genug Gefühl besitze, um eine Neigung von Dauer zu hegen. So ist mein Charakter; ich mache Sie darauf aufmerksam. Ich bürge für meine Freundschaft; doch mit meiner Liebe ist nicht zu rechnen; und damit ich mir nichts vorzuwerfen habe, will ich keine Liebe einflößen, noch mir einflößen lassen“.

„Ihre Aufrichtigkeit ermutigt die meine,“ erwiderte der Graf. „Sie sollen auch mich kennen lernen. Ich habe, ohne es zu merken und zu wollen, die zärtlichste und heißeste Liebe zu Ihnen gefaßt: sie ist das größte Glück, das mir widerfahren konnte, und ich

überlasse mich ihr von ganzem Herzen, Sie mögen mir mitteilen, was immer Sie wollen. Sie halten sich für leichtsinnig und unbeständig. Sie sind nichts dergleichen. Ich glaube, das Wesen Ihrer Seele besser zu kennen als Sie.“

„Nein, mein Herr, ich habe mich geprüft und Sie selbst sollen darüber urteilen!“ Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Präsidenten und die des jungen Pagen.

„Sie liebten sie, Madame, Sie liebten diese Herren: Sie hatten nicht das Recht, den Mut zu verlieren. Ihr Zorn gegen den Präsidenten bedeutete weiter nichts; die erste Regung ist immer für den Hund, die zweite erst für den Liebhaber; so wollte es die Natur. Auch das Erkalten Ihrer Liebe zu dem Pagen hätte nachgelassen. Ein Auge weniger tut immer solche Wirkung; doch allmählich gewöhnt man sich. Was die Dauer einer Leidenschaft betrifft, so muß man gerecht sein. Wer ist so töricht, Unmögliches zu verlangen? Ich wünsche über alles, Ihnen zu gefallen, es würde mich glück-

lich machen; allein, wenn Ihre Neigung zu mir einmal schwächer werden sollte, so wäre es ein Unglück, kein Verbrechen. Warum auch? Weil es im Leben keine Freude ohne Trübung gibt, muß man sich darum alles versagen, muß man allem entsagen? Nein, Madame. Wir führen hier ein stilles und ruhiges Leben; es fehlt uns nur die Liebe, die es verklärte: Lassen wir sie gewähren!“

„In der Tat, mein Herr, das ist eine seltsame Lebensweisheit!“

„Sie ist einfach und natürlich, Madame. Ich könnte Romane erleben so gut wie ein anderer; doch das Leben ist kein Roman; unsere Grundsätze wie unsere Gefühle müssen aus der Natur geschöpft sein. Nichts ist leichter, als Wunder in der Liebe zu finden; doch alle diese Helden bestehen nur im Kopfe der Dichter: Die Dichter sagen, was sie wollen und wir tun, was wir können. Machen wir es wie unsere Bauern: sie prüfen nicht, ob sie lange lieben werden, es genügt ihnen zu fühlen, daß sie lieben. Ich mache Sie staunen? Aufgewachsen sind Sie im

Lande der Schimären. Doch glauben Sie mir, Sie sind wohl geboren; kommen Sie zu der Wahrheit zurück, lassen Sie sich von der Natur leiten: sie wird Sie besser führen, als eine Kunst, die sich im Leeren verliert und die das Gefühl so lange analysiert, bis nichts mehr davon da ist.“

War auch Belise nicht völlig überzeugt, so war sie doch in ihrem ersten Entschlusse wankend geworden; und sobald die Vernunft wankt, ist es leicht, sie zu stürzen. Belisens Vernunft unterlag ohne Mühe, und niemals noch — so pflegt man zu sagen — machte eine wechselseitige Liebe zwei Herzen glücklicher.

Belise hatte dem Grafen vorgeschlagen, den Winter fern der Stadt zu verleben und er hatte ihr lächelnd erwidert: „Ich bin es zufrieden.“ Allein, als die Felder sich zu entkleiden begannen, als Spaziergänge unmöglich, die Tage verregnet, die Morgenstunden kalt, die Abende öde wurden, da empfand Belise mit Schmerzen, daß die Langeweile sich ihrer Seele bemächtigte und

daß sie Paris wiederzusehen wünsche. Sie teilte es in der gewohnten Offenheit ihrem Liebhaber mit. „Ich hatte es Ihnen vorher gesagt; Sie wollten mir nicht glauben; der Ausgang rechtfertigt nur allzusehr die üble Meinung, die ich von mir selbst habe.“

„Welcher Ausgang?“

„Ach, mein lieber Graf, da ich es doch sagen muß: ich langweile mich; ich liebe Sie nicht mehr.“

„Sie langweilen sich, das ist möglich,“ erwiderte der Graf lächelnd, „doch lieben Sie mich darum nicht minder: es ist das Land, was Sie nicht mehr lieben.“

„Warum, mein Herr, mich täuschen? Alle Gegenden, alle Zeiten sind angenehm mit Dem, den man liebt.“

„Ja, in den Romanen, ich sagte es Ihnen schon; doch nicht in der Wirklichkeit.“

„Sie können sagen, was Sie wollen,“ versetzte Belise, „ich weiß wohl, daß ich vor zwei Monaten in einer Wüste mit Ihnen glücklich gewesen wäre.“

„Zweifellos, Madame! Das ist die Trunkenheit der beginnenden Leidenschaft; allein, das erste Feuer währt nur eine Zeit. Die glückliche Liebe wird ruhig und mäßigt sich; die Seele, nicht mehr so bewegt, beginnt für die äußeren Eindrücke empfänglich zu werden; man ist nicht mehr allein auf der Welt; man empfindet die Notwendigkeit, sich zu zerstreuen und zu genießen.“

„Ach, mein Herr, wie weit setzen Sie die Liebe herab!“

„Bis zur Wahrheit, meine teure Belise.“

„Bis zum Nichts, mein teurer Graf, bis zum Nichts. Sie hören auf, mir zu genügen, also habe ich aufgehört, Sie zu lieben.“

„Nein, mein Alles, das ich anbete, nein, ich habe Ihr Herz nicht verloren und ich werde Ihnen stets teuer bleiben.“

„Stets teuer; ja, ohne Zweifel; doch wie?“

„Wie ich es sein will.“

„Ach, ich fühle nur allzu bitter meine Ungerechtigkeit, als daß ich sie vor mir verbergen könnte!“

„Nein, Madame, Sie sind durchaus nicht ungerecht. Sie lieben mich genug: Ich bin zufrieden, ich will keineswegs noch inniger geliebt werden. Wollen Sie mehr Bedenken haben als ich?“

„Ja, mein Herr: ich werde mir nie verzeihen, daß ich mich mit dem liebenswürdigsten Manne von der Welt langweilen konnte!“

„Und ich, Madame, ich, der ich mich keines Vorzugs zu rühmen habe, auch ich langweile mich bisweilen mit der anbetungswürdigsten aller Frauen — und ich verzeihe es mir.“

„Wie, mein Herr, Sie langweilen sich mit mir? Welch erniedrigendes Geständnis!“

„Ja, mit Ihnen! Und doch liebe ich Sie mehr als mein Leben. Sind Sie nun zufrieden?“

„Wir wollen nach Paris zurückkehren.“

„Gut, Madame; doch denken Sie daran, daß der Monat Mai uns wieder auf dem Lande finden wird.“

„Ich glaube es nicht.“

„Ich versichere Sie; — und verliebter denn je!“

Wieder in der Stadt, überließ sich Belise allen Lustbarkeiten, die der Winter versammelt, mit einer Begierde, die für unersättlich hätte gelten können. Auch der Graf folgte dem Strome der Welt, doch mit weniger Lebhaftigkeit. Allmählich erkaltete Belisens Glut, die Festmähler erschienen ihr lang, das Theater ermüdete sie. Der Graf besuchte sie selten, seine Besuche waren kurz und er wählte die Stunden, da sie von dem Haufen ihrer Anbeter umgeben war. Eines Tages fragte sie ihn ganz leise: „Was halten Sie von Paris?“

„Alles amüsiert mich, nichts fesselt mich.“

„Weshalb suchen Sie mich nie zum Souper auf?“

„Sie haben mich so oft gesehen, Madame. Ich bin bescheiden: Jetzt ist die Reihe an der Welt, an mich kommt sie später.“

„Sie sind also immer noch überzeugt, daß ich Sie liebe?“

„In der Stadt spreche ich niemals von Liebe. Was halten Sie von der neuen Oper?“ fuhr er laut fort. Und die Unterhaltung wurde allgemein.

Belise verglich stets den Grafen mit dem besten Manne, den sie gerade sah, und immer wieder fiel der Vergleich zu seinen Gunsten aus. „Niemand,“ sprach sie zu sich, „niemand besitzt diese Offenheit, diese Heiterkeit, diese Ruhe des Charakters; niemand diese Seelengüte und die Vornehmheit des Gefühls. Denke ich unserer Gespräche, so erscheinen mir alle die jungen Leute wie gut abgerichtete Papageien. Er hat recht, daran zu zweifeln, daß man ihn zu lieben aufhöre, nachdem man ihn einmal kennen gelernt hat! Doch nein, es ist nicht die Achtung, die er für sich selbst, es ist die Achtung, die er für mich hegt, was ihm dieses Vertrauen einbringt. Welches Glück könnte ich empfinden, wäre seine Achtung begründet!“

Solche Betrachtungen stellte Belise an; und je stärker sie die Wiedergeburt ihrer Neigung zu ihm merkte, um so glücklicher fühlte sie

sich. Endlich wurde das Verlangen, ihn zu sehen, so heftig, daß sie sich bewogen fühlte, ihm zu schreiben. Er kam und sprach lächelnd: „Wie, Madame, ein Tête-à-tête! Sie bringen mich in Gefahr, Manchen eifersüchtig zu machen.“

„Keiner, mein Herr, hat das Recht, es zu sein“, sagte Belise. „Sie wissen, daß ich nur Freunde habe. Doch Sie, fürchten Sie nicht, eine neue Eroberung zu beunruhigen?“

„Ich habe in meinem Leben nur eine gemacht,“ erwiderte der Graf; „sie erwartet mich auf dem Lande, und im Frühjahr werde ich zu ihr reisen.“

„Man müßte die Dame beklagen, weilte sie in der Stadt. Hier sind Sie so beschäftigt, daß sie Gefahr liefe, vernachlässigt zu werden.“

„Sie würde sich die Zeit vertreiben und nicht an mich denken.“

„Lassen wir die Umschweife!“ versetzte Belise, „warum besuchen Sie mich so selten?“

„Um Sie alle Freuden Ihres Alters in Freiheit genießen zu lassen.“

„Sie werden niemals überflüssig sein, mein Herr. Mein Haus ist das Ihre; sehen Sie es dafür an, ich wünsche es und ich beanspruche das Recht, es zu verlangen.“

„Nein, Madame, verlangen Sie nichts! ich wäre untröstlich, Ihnen zu mißfallen. Doch erlauben Sie mir, Sie erst zu Beginn der schönen Jahreszeit wieder zu besuchen!“

Diese Hartnäckigkeit ärgerte Belisen. — „Gehen Sie, mein Herr,“ sprach sie mit Unwillen, „suchen Sie Ihre Freuden dort, wo ich nicht bin! Ich habe Ihre Unbeständigkeit verdient.“

Seit diesem Tage hatte sie nicht einen Augenblick mehr Ruhe: sie spähte seine Wege aus; sie suchte ihn und folgte ihm mit den Augen auf den Promenaden und im Theater; die Frauen, die er besuchte, haßte sie; sie fragte seine Freunde aus. Der Winter erschien ihr von tödlicher Länge, obzwar man erst im Beginn des Monats März stand. Als ein paar schöne Tage gekommen waren, sprach sie zu sich: „Ich muß ihn beschämen und mich rechtfertigen! Bisher war ich im

Unrecht; den Vorteil hat er gegen mich; doch morgen wird er ihn nicht mehr haben.“ Sie läßt ihn bitten, zu ihr zu kommen; alles ist zur Abfahrt bereit. Der Graf kommt. „Reichen Sie mir Ihre Hand, um in meinen Wagen zu steigen!“ — „Wohin fahren wir, Madame?“ fragt er. — „Uns auf dem Lande langweilen.“ — Diese Worte machten den Graf vor Freude erröten. Das Beben seiner Hand verriet ihr Rührung und Zärtlichkeit. „O mein teurer Graf,“ sprach sie, die Hand drückend, die in der ihren zitterte, „was danke ich Ihnen nicht alles! Sie haben mich lieben gelehrt, Sie haben mich überzeugt, daß ich der Liebe noch fähig bin; und indem Sie mich über meine Gefühle aufklärten, haben Sie mir die süßeste Gewalt angetan: Sie haben mich gezwungen, mich selbst zu achten und mich Ihrer für würdig zu finden. Die Liebe ist zufrieden. Ich habe keine Gewissenszweifel mehr und ich bin glücklich!“

Wie aber lautet die Moral, die der Leser aus Belisens Schicksal zu schöpfen vermag?

— Wir sind nur allzu bereit, unsere Gefühle an dem Exempel der tausend Bücher und Geschichten zu messen, welche wir im Laufe unseres Lebens kennen gelernt haben. Fühlt unser Herz zu einem Menschen sich hingezogen, so pflegt unser Kopf zu fragen: „Ist es Liebe, was das Herz empfindet?“ — Der gründliche Kopf vergleicht das Gefühl mit der Erfahrung, und erst wenn er genau festgestellt hat: „Das ist Liebe“, — erst dann erlaubt er dem Herzen, Liebe zu fühlen. Bleibt aber die Erlaubnis des Kopfes aus, so wird unser Sinn von Gewissenszweifeln beherrscht und versagt sich den reinen Genuß des Gefühls. Wie mit der Liebe, so verhält es sich mit allen Empfindungen des Herzens: Eine falsche Vernunft weigert uns die schönsten Freuden, und es bedarf der rechten Vernunft, um diese Freuden wiederzugewinnen: wie Belise, als sie durch den klugen Grafen belehrt worden war.



DER PHILOSOPH AUS VERLEGENHEIT

Klitander ward — ich weiß nicht wo, noch zu welcher Zeit — geboren. Seine Mutter war die Frau eines reichen Bürgers, und folglich galt dieser Bürger für Klitanders Vater.

Schon in der ersten Kindheit ließ er ein schönes Naturell, seltene Fähigkeiten und eine reizende Gemütsart erkennen. Niemals hat ein Kind anmutiger geweint, melodischer geschrien und seine Wärterin auf eine lustigere Art geschlagen. Er war ein Wunder.

In seinem siebzehnten Jahre war er ein Abgrund von Gelehrsamkeit. Er hatte sich in allen Wissenschaften mit ausnehmendem Fleiße versucht und zeigte sich zu allem geschickt.

Anfangs legte er sich auf die Physik. Niemals hat man eine Mücke mit solcher Vir-

tuosität zergliedert; niemals die kleinsten Fibern einer Schnacke entdeckt, noch so viele unbekannte Insekten gekannt. Klitander war im Begriff, das Haupt der Akademie der Wissenschaften zu werden; doch zum Unglück wurde sein Vater paralytisch. Der Sohn unternahm seine Heilung. Er wollte sich bei dieser Kur der zentrifugen Kraft bedienen. Ein Künstler mußte ein schönes Rad anfertigen, in welchem er seinen Vater eine Stunde lang mit der größten Schnelligkeit herumdrehte. Als die Operation zu Ende war, hielt man ihn für tot. Indessen kam er damit los, daß er den Rest seiner Tage im Bette zubringen mußte. Klitander wurde angeklagt, er habe seinen Vater umbringen wollen. Er sollte bereits verurteilt werden; doch seine Unschuld rettete ihn: denn er war reich.

Er verfluchte die Physik, die Insekten, die Erfahrungen und besonders die Versuche der zentrifugen Kraft. Er rief die Poesie zu Hilfe: diese sollte ihn über all den Verdruß

trösten, den er ausgestanden hatte. Er ließ ein sehr schönes Gedicht drucken, welches seine Freunde aus Gefälligkeit lasen. Ein Großer, von dem die Rede gar nicht war, glaubte, sich darin beleidigt zu sehen. Klitander litt eine heftige Verfolgung; er war sogar genötigt, sein Vaterland zu verlassen. Um seine Rückberufung zu erwirken, mußte er Leuten schmeicheln, die nichts als Satiren verdient hätten.

„Wie unglücklich ist man,“ sprach er, „wenn man physikalische Versuche oder Verse macht! Wie soll ich glücklich werden? Nichts ist so leicht. Ich bin ein großer Politiker und Staatsmann: denn ich habe etliche Blätter von Macchiavell gelesen. Der Minister wird mir ein Amt nicht abschlagen können. Mit meiner profunden Staatskunst kann ich meinem Fürsten bei einer auswärtigen Macht dienen. Ich kann in allen Geschäften glücklich sein und von meinen Landsleuten ewige Erkenntlichkeit verdienen.“

Er verliert keinen Augenblick und bittet um eine Gesandtschaftsstelle. Man schickt ihn an einen Hof, welcher mit der Kriegserklärung gedroht hat. Klitander war nahe daran, ein dauerhaftes Bündnis zu stiften und der Vertrag sollte bereits unterzeichnet werden. Allein, zum Unglück hatte Seine Exzellenz eine artige Katze und Seine Majestät einen artigen Zeisig. Der Zeisig flog in des Herrn Botschafters Zimmer und die Katze fraß ihn. Der König vernahm dieses Unglück mit sonderlicher Gelassenheit. Er befahl dem Botschafter, sein Reich zu räumen und kündigte dessen Hofe den Krieg an, währenddem man nicht mehr als 800 000 Menschen, in dreißig Jahren aufgehäufte Schätze und etliche Dutzend Städte verlor, welche man von beiden Seiten samt ihren Bewohnern verbrannte. Klitander ward für einen schlechten Diplomaten gehalten und man hätte ihn gar übel behandelt, wäre seine Schwester nicht so schön gewesen. Ein Minister hatte Gelegenheit, festzustellen, daß Klitander — wollte man das Gesetz der

Familienähnlichkeit gelten lassen — eher leichtsinnig als unbegabt zu nennen sei.

Klitander wußte seinen Polybius auswendig und hatte die Taktik des Aeneas mit Aufmerksamkeit gelesen. Man hoffte, er würde im Kriegsgeschäfte besser als bei Ambassaden zu brauchen sein: man machte ihn zum Befehlshaber eines festen Platzes. Dieser wurde belagert: Klitander wehrte sich tapfer; Geschütz und Lebensmittel fehlten endlich und er hielt es für besser, sich zu ergeben, als mit allen seinen Soldaten gehenkt zu werden. Sein Verhalten war klug; allein, es wurde nicht gebilligt, weil man dieses Mißgeschick zum willkommenen Anlaß nahm, die Niederlage des ganzen Heeres, die der König verschuldet hatte, auf einen Ungekrönten abzuwälzen.

Klitander entsagte allen Wissenschaften. „O Liebe,“ rief er, „du bist es! Dich flehe ich an: nur deine Annehmlichkeiten können mich die Bitterkeit meines Lebens vergessen

machen. Du allein bereitest Vergnügen in der Welt. Du allein kannst mein Herz erfüllen. In den Armen einer Geliebten will ich lernen, was Glückseligkeit ist!“

Er suchte in Gesellschaften eine Schöne, die ihm gefallen könnte. Die erste, die er traf, schien ihm fähig zu sein, seine Sinne zu fesseln. Es war Chloe, eine junge, lebhaft, unbesonnene Brünette, die die Kocetterie im höchsten Grade besaß und die dazu gemacht war, einen Menschen zu bezaubern, der bisher keine Liebe als die zur Wissenschaft gekannt hatte. Er sprach stammelnd zu ihr; sie hörte ihn mit lautem Lachen an; sie belustigte sich mit ihm; sie neckte ihn; doch nahm sie ihm nicht alle Hoffnung. Indessen verzweifelte er, weil er allzu neu war: sie aber bemühte sich, durch ihre Lockungen seine sinkende Hoffnung zu ermuntern. Klitander wurde weniger schüchtern und Chloe mehr zurückhaltend. Sie wollte ihn zu dem rechten Tone erziehen. Trotzdem war er im Begriffe, glücklich zu werden, als Chloe ihn plötzlich

einem artigen jungen Herrn zuliebe verließ, welcher eine Flötenstimme besaß und ein Dutzend Pirouetten auf einem Fuße machen konnte.

Diese Begebenheit entrüstete ihn und er schwur, daß er niemals mehr eine Kokette lieben wollte. „O Tugend, du bist die größte Zierde der Schönheit! Du allein bist standhaft; du allein änderst dich nicht. Die Schönheit flieht; du bleibst, und Die dich besitzt, wenn sie die Jugend verliert, hat doch beinahe nichts verloren. O Tugend, dir allein will ich mich ergeben!“

Er sprach's und sah Cidalisen. Ihr Anblick flößte Bewunderung ein. Ihre großen Augen, welche gerne nichts als Vergnügen ausgedrückt hätten, bemühten sich, majestätisch zu sein. Die Liebe hatte ihren Mund geschaffen, um die sanftesten Küsse zu empfangen und zu geben, und dieser undankbare Mund öffnete sich nur, um über die Liebe zu schmähen. Ihr Busen . . . doch er war verborgen und alle Männer seufzten und

alle Frauen frohlockten darob. Klitander liebte sie; ihre Schönheit brauchte keine lange Zeit, um zu gefallen; ihr sittsames Aussehen versicherte, daß man sie lieben könne: man liebte sie. Die Blicke wurden sanft, der Mund ward gütiger, ein Ende ihres Halstuches verschob sich und zum ersten Male sah ihre Brust ein wenig den Tag. Sie verfiel in eine Ohnmacht. Die Bedienten hatten sich entfernt. — Mache dir, Klitander, den Augenblick zunutze! Die Furcht hält ihn zurück; er zaudert, er getraut sich nicht; die Zeit verfließt; sie muß wieder zu sich kommen. Welch ein Fehlschlag für eine Prüde, die, ohne sich dem Verbrechen anzubieten, die Tugend hätte verlassen können! Klitander mußte einem andern Liebhaber Platz machen, der vielleicht nicht so taktvoll, doch umso kühner war.

„Es gibt keine standhafte Tugend,“ rief Klitander, „sie ist aus dieser Welt geflohen und hat nichts als ihr Bild zurückgelassen.“ — Er sprach noch, als er Dorfisen aus dem Tem-

pel treten sah. Ihre Miene war voll Andacht. Ein lebhaftes Rot, das die Natur über sie ergossen, hob den Schimmer ihrer weißen Haut. Ihr Kleid war sittsam, doch nicht nachlässig. Wer kennt besser als eine Betschwester die verführerische Kunst des Putzes? Sie raubte Klitanders Herz. „Seht,“ sprach er, „einer solchen Frau bedurfte ich! Die Tugend ist schwach, wenn sie nur sich zur Stütze hat; doch sie ist unbesiegbar, wenn ihr die Frömmigkeit zur Seite steht.“ So urteilte er und ließ sich keine Mühe verdrießen, um bei Dorfise Eintritt zu bekommen. Es gelang ihm. Die ersten Unterredungen waren gottesfürchtig und langweilig; bald wurden sie interessanter, bald fehlte ihnen fast nichts mehr, um zärtlich zu sein. Klitander dachte, er müsse sich diesen Augenblick zunutze machen. Dorfisens Sittsamkeit hatte eine keusche Glut in ihm entfacht; er redete vom Heiraten. Doch wie erstaunte er! Dorfise äußerte die größte Abneigung gegen das heilige Band. „Ich mißbillige es nicht,“ sprach sie, „wenn man vor Liebe

brennt, daß man sie durch die Ehe straflos macht. Allein ich bin nicht von dieser Zahl und ich muß Gott alle Leidenschaften opfern, da er mir so viel Kraft verleiht, sie im Zaume zu halten.“ Klitander wollte nicht zudringlich sein und einen günstigeren Augenblick abwarten, da er seiner Andächtigen eine unwiderstehliche Neigung einflößen könnte. Indem er also wartete, kam ein junger schöner Abbé, der nicht warten konnte, und trug die Blume davon, die Klitander pflücken wollte.

Er war voller Verzweiflung. Doch die Zeit macht alles leichter. Er vergaß Dorfisen. Er liebte Lucile: Diese wäre es wert gewesen, wenn sie Zärtlichkeit besessen hätte. Sie hatte ihn aus Eigensinn angenommen; aus Eigensinn verließ sie ihn. Er liebte Julie; sie war geistreich, doch allzu stolz; sie ließ ihn tausend Demütigungen erleiden und gab ihm aus Überdruß den Abschied. Er liebte Sophie; sie war klug, doch traurig; er mußte einem aufgeblasenen Philosophen seine Stelle

bei ihr abtreten. Er liebte Marianne, ein heiteres Frauenzimmer, das aber gern spielte. Sie zog ihm einen Freiherrn vor, weil dieser an sie verspielte, ohne sich zu beklagen. Er liebte Philaminten; sie war verliebt, doch unbeständig; sie liebte ihn mit Wut und haßte ihn bald hernach ebenso stark. Da er müde ward, sich ohne Unterlaß betrogen zu sehen, so unterhielt er die kleine Phrine. Sie war für die Liebe geschaffen und erregte sie in allen Herzen. Böse Zungen verbreiteten das Gerücht, ihre angeborene Güte habe den Schmerz eines unglücklich Schmach tenden niemals dulden mögen. Ich weiß nicht, was sie Klitander zum Geschenk gemacht hat: allein unter den Schmerzen, die man ihn ausstehen ließ, rief er oftmals: „Ihr Götter, welcher Verlust! Ha, treuloses Geschlecht, wenigstens bin ich nun gewiß, daß ich dich nicht mehr lieben werde!“

Jetzt blieb Klitander nichts als die Freundschaft übrig. Sie macht jedes Unglück erträglich; aller Verlust wird durch sie leicht,

und ungeachtet der Strenge des Schicksals ist man noch nicht gänzlich unglücklich, solange die Freundschaft einen nicht verläßt.

In einer Gesellschaft von witzigen Köpfen traf er Philint an. Dieser hatte seit der ersten Jugend sein ganzes Vergnügen in der Philosophie gesucht. Sein Betragen im Umgang war weise, abgemessen, gründlich, so wie Menschen zu sein pflegen, die ihre Tage in der Studierstube zubringen; doch er war auch nicht unangenehm. Er hatte Nachsicht gegen alle Fehler und es schien, als schmerzte es ihn, daß er selbst keine besaß. Er haßte nur diejenigen Laster, welche von einer schlimmen und verderbten Seele herühren. Klitander frohlockte, den besten Freund gefunden zu haben, und in der That liebte ihn Philint ebensowohl, wie er von ihm geliebt ward. Zum Unglück schrieb Philint ein Buch; er ersuchte Klitander um sein Gutachten und Klitander fand es mittelmäßig. Sogleich erkaltete Philints Freundschaft und in kurzem brach er mit ihm.

Klitanders Herz konnte nicht lange unbeschäftigt bleiben. Er gesellte sich zu Valer, einem liebenswürdigen, leutseligen, dienstbereiten Menschen, der — wenn man ihm glaubte — freigebig war. Klitander braucht Geld; der Fall ist dringend; er geht zu seinem Freunde und hofft, Valers Kasten werde sich ihm auftun. Allein er empfing nichts als eine abschlägige Antwort, die mit tausend Gründen beschönigt war. Valer kam nicht mehr zu Klitander und seine Türe blieb Klitander auf immer verschlossen.

Er wählte hierauf Dorant, der in einigem Ansehen bei Hofe war und für einen Gönner gelten konnte. Eine wichtige Stelle ward erledigt; Klitanders Ehrgeiz erwachte. Seine Schwester war nicht mehr schön und jung genug, als daß ihre Begabung die Begabung ihres Bruders hätte beweisen können. Klitander nahm seine Zuflucht zu Dorant. Dieser wandte die Nachricht wohl an; er warb um diese Stelle für sich selbst, erhielt sie und vergaß, Klitander zu kennen

Klitander suchte keinen Freund mehr; allein jetzt kam ein Freund und suchte ihn. Ein Mensch voller Ränke stellte sich, als bedürfte er seines Rates in einer wichtigen Angelegenheit. Aufrichtigkeit und Unschuld erblickte Klitander in seinem Antlitz; er gewann ihn bald lieb und niemand schien erkenntlicher zu sein, als der Betrüger. Eines Tages kommt er zu Klitander und vertraut ihm das Projekt einer großen Unternehmung an, welche er wünschte antreten zu können, hätte er mehr Geld. Klitander leiht ihm alles, was er besitzt. „Ich habe Freunde gesucht,“ spricht er, „ich habe keinen gefunden, als in dem Augenblick, da ich es am wenigsten erhoffte.“ — Er redete noch, als man ihm die Nachricht brachte, dieser zärtliche Freund habe die Flucht ergriffen.

Schon bereit, allem Mißgeschick zum Trotz andere Wege zu suchen, die ihn zum Glücke führen sollten, besann sich Klitander. Er setzte sich auf einen Stein und sprach:

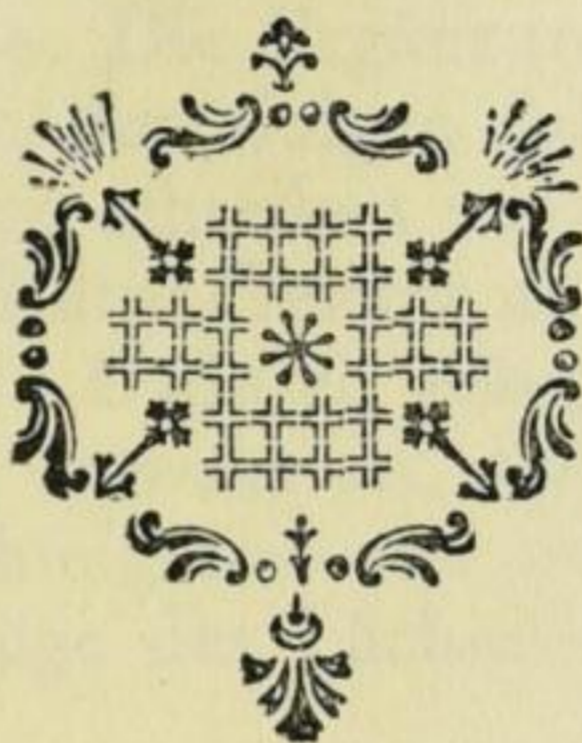
„Mir scheint gar, Fortuna begünstigt mich nicht. Andere werden glücklich auf denselben Wegen, die mich ins Elend führen. Also gibt es ein Glück im Leben, welches nur mir allein versagt bleibt. Das habe ich zur Genüge erfahren, und ich kann sicher sein, eher oder später geschunden oder gepfählt zu werden, höre ich nicht endlich auf, dem Glücke nachzujagen. Wie aber soll ich weiterleben, da ich ja keine Pflanze bin, von der mich Ehrgeiz und Eitelkeit unterscheiden? Und wozu hat die allgütige Schöpfung dem Menschen die Vernunft geschenkt? Damit er erkenne, welches Ziel zu erreichen er imstande ist und damit er ferner sich sage: „Dieses Ziel will ich erreichen!“ Der glückliche und zugleich kluge Mensch ist der, welcher — das Beispiel auf die Eroberung von Frauen angewandt — nur die Frau begehrt, von der er glaubt, daß er sie wird besitzen können. Diese wahrhaft weise Erkenntnis erleuchtet mich immerhin spät; allein, noch ist es Zeit, mich von ihr leiten zu lassen; ich muß mich fragen,

welches Ziel mir erreichbar ist, auf daß ich glaube, dieses Wunsches Erfüllung sei es, wonach meine Seele mit all ihrer Inbrunst dürstet. Ich habe es bisher als anständiger Mensch und Mann von Welt versucht, und nur Enttäuschungen waren mir beschieden. Zwei Wege aber habe ich noch nicht beschritten. Der erste ist: zum Räuber werden und mit Gewalt nehmen, was das Recht mir versagt. Allein, das Räuberhandwerk erfordert Mut und Kraft. Beides — ich gestehe es — fehlt mir. Da ich also ein Pechvogel bin und ein Feigling überdies, bleibt mir nur eines: von morgen ab will ich Philosoph sein. Ehrgeiz und Eitelkeit werde ich genüge tun, indem ich Ehrgeiz und Eitelkeit zu verachten vorgebe; das irdische Glück aber, das sich mir grausam verschließt, werde ich verfehlen und mir dadurch das irdische Glück verdienen, für einen großen und weisen Mann gehalten zu sein.“

Also ward Klitander zum Philosophen und endlich zum glücklichen Menschen. Mehr



noch: indes die anderen genügsam genug waren, nichtige und vergängliche Freuden für das Glück zu nehmen, blieb es Klitander allein beschieden, der wahrhaften Glückseligkeit teilhaft zu werden.





NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Dem ersten Bande seiner „Contes Moraux“ fügte der ehrgeizige Schriftsteller die Signatur bei, unter der er sein Werk als Teil und Stufe einer großen Literatur registriert wissen wollte: Die Ergänzung Molières.

„Da ich vor einigen Jahren über das Lustspiel zu schreiben unternahm, suchte ich in der Natur Gesetze und Mittel dieser Kunst auf. Dadurch gelangte ich zu der Frage, ob es wahr sei, daß Molière und seine Nachfolger — wie man sagt — alle großen Züge des Lächerlichen erschöpft hätten.

Den Kreis der menschlichen Gesellschaft durchlaufend, glaubte ich zu bemerken, daß in den unerschöpflichen Verbindungen der Torheiten und Irrtümer aller Stände ein Mensch von Genie noch genug finden könnte, um sich zu üben . . .“

Die Literaturgeschichte der Nachwelt hat die von dem Autor selbst vorgeschlagene Signatur nicht akzeptiert; Historiker zeigten sich geneigt, diese Blüte einem bequem handlichen Epigonen-Kranze einzuflechten.

Eine solche Behandlung aber — so scheint es mir — verdient der zu Lebzeiten Bemerkte und Gefeierte nicht.

Jean François Marmontel, der Schneidersohn, Hofdichter des fünfzehnten Ludwig, Protégé der Pompadour, Mitglied der Akademie, Freund Vauvenargues, wagt bisweilen Ansichten zu äußern, die der Kriegszensur mitteleuropäischer Staaten hätten mißfallen können. In Dingen der Liebe hätte er Strindberg gefallen mögen, wären seine Worte härter, wäre Problematik an seine Feststellungen geknüpft, anstelle des souveränen Charmiertseins gegenüber der Separat-Logik des weiblichen Geschlechtswesens. Marmontel, drei Dezennien nach Voltaire, eines nach Diderot — im Jahre 1723 — geboren, war ihr Genosse nach der einen Seite, nach der anderen erlag er der großen Verlockung Frankreichs: dem edlen Klange, der edlen Gebärde illustrier Klassiker-Pathetiker. (Auch Voltaires Tragödien sind ja Früchte solch begreiflicher Abhängigkeit; und Marmontels erstes Werk war eine erschrecklich schwulstige Ode auf die Erfindung des Schießpulvers.) Was aber wäre Pflicht des Herausgebers und Übersetzers, der nicht Nur-Philologe sein will, wenn nicht die Reduzierung eines atavistischen

Formelelements dem Witze zum Nutzen? ... Denn was bedeutet uns Menschen, die wir den Krieg über-, die Wehen großer Revolutionen erleben, was bedeutet uns heute noch Racines erhabene Tragödie? Außerhalb der — ach, so kleinen! — luftleeren Glasglocke eines schier unsterblichen Snobismus: nichts! — Und was bedeutet uns Voltaires philosophische Epik? Alles! Dieser Antithese danke ich ein Recht, welches der Sinn einer mit dem Namen Voltaire orientierten Bibliothek mir zur Pflicht macht. Überdies wird der in Deutschland nur allzu beliebte Vorwurf literarischer Blasphemie wohl nicht erhoben werden im Interesse eines Herrn Marmontel, der den Deutschen kein Gott ist, weil sie ihn nie gekannt haben. Ein Publikum aber, das nicht nur um einer neuen Bekanntschaft, nicht um der Literaturgeschichte willen dieses Buch liest, wird meine Methode bejahen, vernimmt es, welche Grenze ich mir setzte, als ich sieben Erzählungen aus den sechs Bänden der „Contes Moraux“ auswählte und diese sieben noch zu reduzieren, zu präzisieren mich erkühnte: Grenze war mir die Approbation jenes Jean François Marmontel, den Voltaire schätzte, der seiner frechen Zunge wegen ein paar Tage in der

Bastille zubringen mußte und den das nachrevolutionäre Frankreich in den ‚Conseil des Anciens‘ berief. Durch lange und innige Arbeit diesem Geiste vertraut geworden, glaube ich, mich seiner Approbation erfreuen zu dürfen.

Hiddensee, im Sommer 1921.

F. S.

INHALT DES BANDES

Vorwort	7
Alcibiades oder Das Ich	11
Soliman II.	65
Die Brille	97
Die drei Flaschen oder Die Liebesabenteuer des Alci- donis aus Megara	115
Der Kenner	147
Der Gewissenszweifel oder Die mit sich selbst unzufrie- dene Liebe	189
Der Philosoph aus Verlegen- heit	235
Nachwort des Herausgebers	253

VON DIESEM WERKE WURDEN 20 EXEM-
PLARE AUF HANDGESCHÖPFTES BÜTTEN
GEDRUCKT UND IN LEDER GEBUNDEN.
DRUCK UND EINBAND BESORGTE DIE
FIRMA SPAMER IN LEIPZIG, DIE LICHT-
DRUCKE DIE FIRMA SINSEL & CO., LEIPZIG

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1921 BY
RUDOLF KAEMMERER VERLAG, G. M. B. H.
DRESDEN

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

19. v. 1984

28. I. 1986

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0318272

4 A 46 13

ZFB:2 Entsäuerung

2017

Hinweise

Signatur	4 A 4613		Stok	P ₆
RS	Bub		AK	P ₆
	Titelaufn.		AKB	13.4.83

FK

7 Fr. Pura 14.4.13

Blo K

Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihervermerk
		/

4 A 4613 ZFB:2 Entsäuerung

2017

D

Marszworski

Brochidura

(204) JG 162/07/82

4 A 46 13 ZFB:2 Entsäuerung

2017



[A small, rectangular yellow paper label is affixed to the bottom right corner of the book cover. The label is blank and contains no text.]